

Hans Christian
Baum

XI
Leseprobe

Noch einmal schlafen,
dann ist ...

Schöne
Bescherung

Gay Romance



HANS CHRISTIAN BAUM

Noch einmal schlafen,
dann ist ...

Schöne
Bescherung

Gay Romance



Impressum

© Hans Christian Baum, Nach einmal schlafen, dann ist ...
Schöne Bescherung

© HOMO Littera Romy Leyendecker e. U.,
Am Rinnergrund 14, A - 8101 Gratkorn,
www.HOMOLittera.com
E-Mail: office@HOMOLittera.com

Grafik und Gestaltung: Rofl Schek
Cover: Christmas tree and fireplace © Marina113- iStock
by Getty images
Kapitel: Holly © Gordon Johnson - Pixabay.com

Alle Rechte vorbehalten. Ein Nachdruck oder eine andere
Verwertung, auch auszugsweise, ist nur mit schriftlicher
Genehmigung des Verlages gestattet.

Die geschilderten Handlungen dieses Buches sind fiktiv!
Im realen Leben gilt verantwortungsbewusster Umgang
miteinander und Safer-Sex!

Originalausgabe: Winter 2021

ISBN Print: 978-3-903238-86-2

ISBN PDF: 978-3-903238-87-9

ISBN EPUB: 978-3-903238-88-6

ISBN PRC: 978-3-903238-89-3

Über den Autor

Hans Christian Baum ist ein österreichischer Schriftsteller. Er schreibt unter einem anderen Pseudonym seit Jahren erfolgreich Horror- und Fantasygeschichten. „Survival Camp – Wild Adventure“ (erschieden in der Anthologie „Einfach weg“ bei HOMO Littera) war seine erste Kurzgeschichte im schwulen Bereich. Hans Christian lebt mit zwei Hunden und seinem Lebensgefährten in der Untersteiermark.

Veröffentlichungen bei HOMO Littera:

Survival Camp – Wild Adventure in: *Einfach weg – Nahrung für dein Fernweh*, Anthologie (2018)

Holy Night, Gay Romance (2018)

Meine Familie, ich und andere Katastrophen, Teil 1, Gay Romance (2019)

Meine Familie, ich und andere Katastrophen, Teil 2, Gay Romance (2019)

Inhaltsverzeichnis

Noch einmal schlafen, dann ist ...Schöne Bescherung

Noch einmal schlafen, dann ist ... Schöne Bescherung

Impressum

Über den Autor

Inhaltsverzeichnis

Noch einmal schlafen, dann ist ...Schöne Bescherung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Epilog

Danksagung

Aus unserem Programm

Holy Night

Meine Familie, ich und andere Katastrophen

Einfach weg

Winter im Frühling

Liebe zwischen geschriebenen Zeilen

**Noch einmal schlafen,
dann ist ...**

S*chöne*
B*escherung*

Sie: Ich bin sprachlos!

Er: Gott erhalte dir diesen Zustand!

Aus: Peter Steiners Theaterstadt



1. Kapitel

Ich gähnte hinter vorgehaltener Hand und versuchte, wach zu bleiben. Seit einer Dreiviertelstunde ließ ich mich von Pfarrer Augustus Adventmesse berieseln, seit einer Dreiviertelstunde war ich mit meinen Gedanken weit weg von der Predigt. Die Orgel ertönte und hallte in dem Kirchenschiff wider, sodass ich spätestens jetzt wach war. Ich seufzte leise, gähnte noch einmal und rieb meine Finger aneinander. Es war saukalt in der Kirche, aber das hatte Mama und Oma nicht gehindert, die Adventmesse zu besuchen. Als anständiger Christ gehörte sich das.

Ich muss zugeben, dass ich kurz am Überlegen gewesen war, zu widersprechen, weil wir ganz bestimmt keine

gute Christen waren, aber das hätte nur zu einem unnötigen Streit geführt. Außerdem war Mama im Kirchenchor, womit es ihre Pflicht war, in die Mette zu gehen.

Oma rutschte unruhig im Kirchenstuhl neben mir herum. „Heiß ist es, gell?“

Ich nickte und ruckte ebenfalls auf meinem Platz hin und her.

Heiß! Ja, am Arsch! Keine Ahnung, was sich der Pfarrer gedacht hatte, als die Heizung für die Kirche eingebaut worden war, aber er hatte auf alle Fälle nicht sein Hirn eingeschaltet. Oder sie war ein Sonderangebot gewesen. Es gab nämlich nur eine Sitzbankheizung in der Kirche, die dazu neigte, so heiß zu werden, dass man das Gefühl hatte, mit nacktem Hintern auf glühenden Kohlen zu sitzen, während der Rest der Kirche so kalt war, dass der Atem vor dem Mund regelrechte Wölkchen bildete. Ich war am ganzen Körper steif gefroren, nur mein Arsch schwitzte, besser gesagt, schmerzte, weil die Sitzfläche förmlich kochte.

„Hoffentlich hält das mein Mantel aus!“, flüsterte Oma.
„Nicht, dass der nachher einen Brandfleck hat.“

Ich nickte erneut. Die Wahrscheinlichkeit, dass ihr Mantel anbrannte, war gering, aber ich wollte jetzt nicht mit ihr über die dämliche Sitzbankheizung diskutieren – sie würde das Thema zu Hause noch oft genug anschneiden. Seit die Heizung in die Kirchenbänke eingebaut worden war, existierte der Diskussionsbedarf darüber fast jeden Sonntag. Notfalls auch per Telefon zu mir nach Wien, wo ich bis jetzt gelebt hatte. Vor einer Woche war ich wieder in das elterliche Haus gezogen, bis ich im Januar eine eigene Wohnung in der Nähe erhalten würde.

„Wie spät ist es?“, fragte Oma, weil ich nicht mit ihr über die Heizung reden wollte.

Ich schnaubte leise, dann streifte ich mit steifen Fingern die Handschuhe ab und schälte meine Uhr am Armgelenk unter dem Mantel, dem Pullover und dem Hemd hervor.
„Kurz nach acht!“, flüsterte ich.

Sie riss den Mund lautlos auf und verzog ihr Gesicht,

was so viel bedeutete wie: Schon so spät? Der überzieht heute aber lange!

Ich wusste, was sie meinte. Auch wenn die Adventmessen immer stimmungsvoll waren, so neigte Pfarrer Augustus dazu, sie ewig hinauszuzögern und die Leute hinzuhalten. Zu Ostern brauchte er so lange für die Messe am Samstagabend, dass viele der Osterfeuer bereits abgebrannt waren, wenn er mit der abendlichen Fleischweihe begann. Das hatte zur Folge, dass die Fleischweihe am Karsamstag nicht mehr gut besucht war. Wer ging schon gern in die Kirche, wenn es im Ort mehrere Osterfeuer-Feiern gab, wo Schnaps, Bier und Wein ausgeschenkt wurden? Das Fleisch für die Osterjause konnte auch noch sonntagvormittags gesegnet werden. Was machte es schon, einmal weniger zu fasten, wenn man das bereits neununddreißig Tage lang getan hatte? Auf die vierzig kam es nicht an. Der Wille zählte schließlich ...

Der Kirchenchor beendete endlich sein Lied, und Pfarrer Augustus gab die Termine für die nächsten Metten

bekannt – für all jene, die das Pfarrblatt nicht ausführlich gelesen hatten. Allen voran natürlich die Christmette zu Heiligabend in zwei Tagen.

Ich erhob mich mit Oma, als er endlich fertig war, und reichte ihr meinen Arm, nach dem sie sofort griff, als wir den Kirchenstuhl verließen. Langsam schoben wir uns mit der Menschentraube nach hinten Richtung Ausgang.

„Du, wo treffen wir die Mitzi und den Gustl?“

„Mama ist beim Chor, aber wir treffen uns draußen vor der Tür“, erklärte ich Oma, weil sie schon wieder vergessen hatte, wer wo aus unserer Familie war. „Und Papa ist mit Opa zu Hause.“

„Ach so, ja. Die Mitzi findet uns aber eh?“

„Sicher“, murmelte ich und bewegte mich Zentimeter für Zentimeter weiter, was nicht allein an Omas Geschwindigkeit lag, sondern auch an der Menschenmenge, zu der sich immer mehr aus den Kirchbänken gesellten. Hinzu kamen noch der Chor und die Kirchenbesucher, die oben am Balkon gesessen hatten.

Als wir endlich draußen waren, erblickte ich Mama, die

anscheinend schneller als wir gewesen war, da sie bereits etwas abseits bei ihren Freundinnen stand und auf uns wartete.

„Wo gehen wir hin?“, fragte mich Oma, während ich mit ihr auf die Damenrunde zuschlenderte.

„Zu Mama.“

„Zur Mitzi?“ Oma blickte sich neugierig um. Als sie Mama erkannte, watschelte sie schneller. Fast war es, als hätte sie Angst, etwas würde ihr entgehen. Als würde Mama etwas vom Dorfklatz aufschnappen, das sie nicht mitbekam.

„Grüß Gott“, schrie Oma in einer Lautstärke, als wir bei der Chorrunde ankamen, damit sie auch ja nicht übersehen wurde. Dann blieb sie stehen und blickte eine Frau nach der anderen aufmerksam an. Sie achtete genau darauf, wer sie grüßte und wer womöglich nur nickte. Am Land war es noch immer üblich, dass die Jungen die Alten grüßten. Nachdem Oma schon den Mund zuerst aufgemacht hatte, war es nun die Pflicht der Chorfrauen, dass sie artig vor ihr den Diener machten.

Oma schweifte über die Frauen hinweg und blieb bei Gitti Moosbacher hängen – die Frau des Orgelspielers. „Na, du schaust auch gut aus!“ Sie grinste breit.

Ich war mir nicht sicher, ob ihr bewusst war, dass sie Gitti Moosbacher indirekt gesagt hatte, fett zu sein und zugenommen zu haben, denn so freundlich wie Oma lächelte, war es auch möglich, dass sie dachte, Gitti ein Kompliment gemacht zu haben.

„Ja, geht uns auch gut!“, antwortete Gitti lächelnd und rieb über ihren runden Bauch.

Na ja, vielleicht interpretierte ich etwas in die Aussage hinein, schließlich konnte Gitti nicht auf ihre Leibesfülle stolz sein – oder womöglich doch. Am Land zeigte sich Wohlstand noch immer durch üppige Kurven. Wer etwas auf den Knochen hatte, konnte anpacken und war gesund – eine Einstellung, die eigentlich aus dem Mittelalter kam, die ich aber besser nicht hinterfragte. Nicht, wenn ich mich nicht in Teufels Küche bringen wollte. Am Land gab es seine eigenen Regeln, wer sich daran nicht hielt, wurde zum Aussätzigen.

Oma musterte Gitti. „Na, wäre schlimmer, wenn’s dir schlecht gehen würde. Dir und dem Xandl.“

Gitti lächelte übertrieben. „Eben! Und Ihnen, Frau Lindner? Wie geht’s Ihnen?“

Dass Oma Gitti duzte, bedeutete nicht zwingend, dass es auch umgekehrt erlaubt war. Oma war alt, damit hatte sie mehr Rechte – was so viel bedeutete, wie: allen und jeden zu duzen, der jünger war als sie. Auch so eine Landsache.

„Mir?“ Oma streckte den Rücken so weit es ging durch. „Gut! Siehst eh, wie gut ich noch ausschau – obwohl ich schon 87 Jahre alt bin!“

Ich rollte innerlich mit den Augen. Keine Ahnung, ob man so wurde, wenn man alt war, aber Oma war regelrecht stolz auf ihr hohes Alter. Ich musste zugeben, dass man ihr ihre fast 90 Jahre nicht ansah. Hätte ich sie nicht gekannt, hätte ich sie auf höchstens 75 geschätzt.

„Und dir, Sebastian? Dir geht’s auch gut? Dich sieht man ja kaum noch“, begann Gitti ihren Hunger nach Neuigkeiten zu stillen. „Die Mitzi hat uns erzählt, du

kommst wieder heim?“

Ich sah vorwurfsvoll zu Mama. Das war so typisch, dass sie die Kunde sofort in der Damenrunde breitgetreten hatte. Jetzt wusste es das ganze Dorf – wenn es der Kirchenchor wusste, hätten wir die Angelegenheit auch auf der Gemeindetafel anschlagen können, die Mitteilung hätte sich ebenso schnell verbreitet.

„Vorübergehend sieht es wohl so aus“, gab ich als Antwort, ohne Mama aus den Augen zu lassen. Nur über meine Leiche würde ich wieder zu Hause einziehen.

„Ist das Stadtleben doch nichts für dich?“ Gitti schmunzelte. „Na ja, dazu muss man geschaffen sein. Die Tochter von meinem Xandl seinem Bruder ist auch in Wien – für die ist das Großstadtleben etwas. Die war schon immer so selbstständig und gescheit.“

Oh ja, die Tochter von Xandls Bruder ... Wollte Gitti mir indirekt sagen, dass ich dumm und unselbstständig war? „Das hat damit nichts zu tun“, rechtfertigte ich mich. „Meine Firma plant eine Zweigstelle in der Nähe, und dort soll ich die Führung übernehmen. Da das Ganze

schnell gehen muss und die Wohnung erst im neuen Jahr frei wird, werde ich *vorübergehend* zu Hause wohnen ...“

„Wohnung, geh!¹“, rief Traudi und winkte ab. „Du wohnst wieder zu Hause – ist nicht nur billiger, sondern auch praktischer!“

Ich lächelte gekünstelt und warf Mama einen weiteren Blick zu. Sie hatte die Sache also auch schon mit Traudi besprochen. Traudi war Mamas beste Freundin seit Kindertagen – und meine Patentante. Alles, was ich Mama erzählte, wusste auch Traudi – und umgekehrt. Als ich ein Kind war, war ich mir oft nicht sicher gewesen, wer eigentlich meine Mutter war und wann die beiden Frauen die Zeit fanden, sich jedes Detail unserer Gespräche zu erzählen.

Was die Wohnung betraf, war das letzte Wort noch nicht gesprochen – nein, eigentlich war es bereits gesprochen: Ich würde mit Sicherheit nicht fix zu Hause bleiben. Auch wenn es vielleicht billiger käme und praktischer wäre, aber ich war nicht verrückt genug, um

¹ Dialekt für „Bitte“, im Sinne von „Bitte wie?“

mir mit 26 noch einmal die Wäsche von Mama waschen zu lassen. Sie würde nicht damit klarkommen, wenn sie womöglich verräterische Spuren meiner nächtlichen Besucher darin fände - von den Besuchern gar nicht zu sprechen.

Ja, ich war schwul - das einzige Geheimnis, das Mama mit Traudi nie geteilt hatte. Auch Papa nicht, oder Opa und Oma. Es war in diesem Dorf leichter, so zu tun, als hätte ich die richtige Frau noch nicht gefunden, als zuzugeben, dass ich auf Kerle stand. Vermutlich würden die Einheimischen sich bekreuzigen, wenn ich ihnen auf offener Straße begegnete. Pfarrer Augustus würde mich wahrscheinlich aus seiner Kirche verbannen.

Nein, ich verstand das. Deshalb verschwiegen wir die Sache. Wenn ich zu Hause war, taten wir so, als wäre ich hetero, vor allem vor den Ortsansässigen. Ich brachte deshalb auch nie einen Freund mit, schließlich war ich Single, der die Richtige noch nicht gefunden hatte.

Meine Beziehungen waren ohnehin meist eine Katastrophe, ich hatte auch erst zwei Partner gehabt, aber

selbst wenn, hatten wir vor elf Jahren beschlossen, dass es das Beste wäre, meine Homosexualität vor der Öffentlichkeit zu verbergen. Manchmal nervte mich das, weil ich mich damit eine Spur verleugnen musste. Außerdem war ich mir nicht sicher, ob wir es nicht doch geheim hielten, weil niemand daheim damit klarkam. Mama wurde immer nervös, wenn es um Freunde von mir ging – auch wenn es sich um platonische handelte –, und Papa wirkte stets beschäftigt, sobald das Gespräch nur annähernd in diese Richtung ging. Aber es war okay für mich. Die wenigen Tage, die ich während der Feiertage und des Jahres zu Hause war, verbrachte ich getrost ohne jegliche Art von Beziehung. Danach lebte ich in Wien mein Leben weiter. Ich war immer noch ihr Sohn, sie liebten mich, und ich hatte nicht wirklich das Bedürfnis mit Mama oder Papa über mein Sexleben zu sprechen. Die Angelegenheit war also völlig in Ordnung, solange meine Familie es akzeptierte.

Mit meinem Umzug würde sich die Lage eventuell verkomplizieren. Die Kleinstadt, in der mein neuer Job

war, lag zwar rund 50 km entfernt und war groß genug, um mein Leben gefahrlos verbringen zu können, andererseits funktionierte der Buschfunk in kleinen Gemeinden ziemlich gut. Ich lief Gefahr, gesehen zu werden und damit aufzufliegen. Keine Ahnung, wie ich die Sache lösen sollte, am besten war es, mit meinen Eltern noch einmal darüber zu sprechen – für den Fall der Fälle.

„Wenn du den ganzen Tag hart arbeitest, dann hast du keine Zeit, abends noch etwas Anständiges für dich zu kochen“, schob Traudi hinterher und riss mich aus den Gedanken. Fast war es, als wollte sie mir das Mutterhaus schmackhaft machen. „Du bist jetzt schon so dünn! Nein, wirst sehen, sobald du wieder zu Hause bei der Mitzi wohnst, nimmst du auch zu.“

„Ja, sonst nimmt dich keine, wenn du so dünn bist!“, gab Gitti gehässig ihren Senf dazu und rieb abermals ihren runden Bauch.

Eindeutig, sie war stolz darauf.

„Jede brauchen wir auch nicht“, konterte Oma laut.

Die Damenrunde lachte, ich wäre am liebsten im Erdboden versunken. Welcher Teufel hatte mich geritten, meinem Chef zuzusagen, diese Außenstelle zu übernehmen? Ab jetzt war meine Freiheit dahin. Ich kannte Mama. Selbst wenn ich bereits eine Wohnung hätte, wäre ich in Reichweite. Sie würde jeden Tag anrufen und ein neues Argument wissen, warum ich abends vorbeikommen musste. Jeder Vorteil, den der neue Job bringen würde, wog nicht so schwer auf, wie Mamas Glückengehabe. Freiheit adé, Leben ciao-ciao!

„Schaut“, flüsterte Irmi, die Frau des Bürgermeisters, unerwartet. „Dreht euch aber nicht alle gleichzeitig um, macht es unauffällig! Da kommt gerade das Mannsbild, das im Birkheim-Haus wohnt. Gekauft hat er es noch nicht laut Melderegister, sagt mein Mann, aber es waren die Umzugswagen da. Also wird er sich noch anmelden, nach den Feiertagen vermutlich.“

Wie auf Kommando wandte sich die ganze Damenrunde um und starrte *unauffällig* zu dem Mann, der die Straße entlangkam. Ich fragte mich, ob Irmi bewusst

war, dass es so etwas wie Datenschutz gab und der Bürgermeister ihr nicht einfach Auskunft über das Melderegister geben durfte – auch nicht, wenn es ihr Mann war.

Vermutlich nicht.

Ich war versucht, mich ebenfalls umzudrehen, aber ich wollte nicht den Neuen im Dorf anglotzen, so, wie die Frauenrunde es tat. So viel Anstand hatte ich.

„Groß ist der“, murmelte Gitti.

„Wer?“, fragte Traudi. „Der Hund oder der Mann?“

„Der Hund!“, zischte Gitti, als hätte Traudi eine selten dämliche Frage gestellt.

„Ist das überhaupt ein Hund?“, mischte sich auch noch Gerti ein, Irmis rechte Hand und Vorzeigefreundin. „Schaut wie ein Bär aus.“

Iirmi nickte sofort. „Ja, das ist sicher so ein wildes Vieh, für das man eine Extragenehmigung braucht.“ Sie zog ihre hauchdünn gezupften Brauen hoch und meinte dann: „Ich werde meinen Mann gleich informieren, ob wenigstens das Vieh gemeldet ist, nicht dass da noch was

passiert. Womöglich steht der auf der Liste!“

Mit *Liste* meinte sie jene Hundeliste, die mittlerweile in Österreich wie auch in anderen Ländern existierte, auf der Hunderassen vermerkt waren, die als gefährlich eingestuft wurden.

Unsicher blickte auch ich mich um. Ich wollte nicht starren, aber das *wilde Vieh* interessierte mich.

Ah ja! Ein dunkelbrauner Neufundländer mit Wintermantel – groß, ja, gefährlich, nein. Die Rasse galt sogar als besonders familienfreundlich. Aber das überstieg Irmis Wissen. Der Hund war groß und zottelig. Ergo: Er war böse und aggressiv.

„So ein großes Vieh!“, murmelte Gerti, vermutlich nur, um Irmi recht zu geben. „Hat der überhaupt einen Beißkorb oben?“

„Ich seh’ nix!“, wisperte Traudi verschwörerisch und runzelte die Stirn. „Aber das Mannsbild ist auch groß ... und fesch, ha?“

Ich war mir nicht sicher, ob sie die letzte Bemerkung hatte laut aussprechen wollen, denn sie kicherte Sekunden

darauf und strich sich über den Hubertusmantel. Sofort starrte die komplette Damenrunde erneut auf den Fremden – inklusive Oma, die mich ein Stück zur Seite schob, damit sie freie Sicht hatte. Ich seufzte leise, wandte mich aber wie die Frauen zu dem Kerl. Ja, er war tatsächlich groß, sicher an die zwei Meter, und seine Schultern waren so breit wie mancher Schrank.

„Soll ein Künstler sein“, flüsterte Irmi leise. „Mein Mann sagt, er schreibt Bücher ...“

Die Damenrunde nickte unisono, ich versuchte mich peinlich berührt hinter Gitti und Traudi zu schieben, doch Oma hinderte mich.

„Grüß Gott!“, rief sie laut, stemmte die freie Hand in die Seite und fixierte den Fremden.

„Guten Abend“, antwortete der Mann in einem tiefen Bariton. Sein Blick streifte zu uns, dann sah er wieder auf die Straße und ging mit seinem Hund an uns vorbei. Letzterer registrierte uns nicht einmal.

Ich musterte den Kerl von hinten. Ja, ein Berg von einem Mann – aber wer so einen Hund hatte, musste groß und

stark sein. Der Neufundländer hatte sicher an die sechzig Kilo.

Leider hatte ich nicht viel von dem Gesicht des Fremden gesehen, weil er eine dunkle Haube trug und sein Mund von einem Schal bedeckt war. Die Tatsache führte mich sofort zu der Frage, woher Traudi wusste, dass der Kerl *fesch* war. Kannte sie ihn? Oder hatte sie aufgrund seiner Größe auf ein attraktives Aussehen geschlossen?

„Ist das ein Hund?“, rief Oma unerwartet und schlurfte wenige Schritte von der Frauengruppe weg. Ohne mich wehren zu können, zog sie mich mit.

Der Mann hielt an und blickte sich zu uns um. „Ja, ein Neufundländer.“ Er sah von seinem Hund zu Oma und dann zu mir, während er den Schal von seinem Gesicht streifte.

Ein eckiger Kiefer kam zum Vorschein, ebenso ein dunkler Dreitagebart. Beides war sehr maskulin. Seine Augen wirkten fast schwarz, und die ...

Ich hielt schlagartig die Luft an. Shit - Shit - Shit! Den Kerl kannte ich - und er leider auch mich. Wenn ich mich

recht erinnerte, hatte er mir bei unserem ersten und letzten Zusammentreffen mit der Faust gedroht. Es war in Wien gewesen. Mein bester Freund Lukas hatte einen Typen aufgegebelt, zu dem er mit nach Hause gekommen war. Lukas rief mich um Mitternacht an und bat mich, ihn abzuholen, da er getrunken hatte. Ich war nicht begeistert, aber Lukas war immerhin mein Freund, also fuhr ich zu der besagten Adresse. Dummerweise waren die beiden mit ihrer Nummer noch nicht fertig, womit ich vor Ort im Wohnzimmer auf Lukas wartete – und ich wartete lange, mindestens zwei Stunden. Als Lukas und sein Bettgefährte endlich ihr Spiel beendeten, war ich kurz davor, wieder zu gehen. Es nervte, mitten in der Nacht in einer fremden Wohnung herumzusitzen. Ich wusste aber blitzartig, warum Lukas mich angerufen hatte. Er war nicht nur betrunken, er war sternhagelvoll – ebenso wie sein Liebhaber. Letzterer wirkte sogar stoned, weil seine Pupillen verdächtig groß waren. Als ich Lukas aufforderte zu gehen, hing sich seine Liaison auf mich und begripschte mich. Natürlich wehrte ich ihn ab, aber wir

fielen dennoch auf die Couch - ich auf den Rücken, der Idiot auf mich, mit dem Gesicht genau zwischen meine Beine. Just in diesem Moment kehrte der wahre Eigentümer der Wohnung zurück und platzte in den Raum.

Tja, da hatte Lukas' Bettgeschichte wohl vergessen, zu erwähnen, dass er in einer Beziehung war - oder es war Lukas egal gewesen, was wusste ich schon. Das Dumme war, dass der Lebensgefährte von Lukas' Bekanntschaft nicht so begeistert ob unserer Anwesenheit war. Vor allem, dass sein Partner auf mir lag und sein Gesicht zwischen meine Beine vergrub. Er warf sowohl Lukas als auch mich kurzerhand vor die Tür, keine Ahnung, ob er mit seinem Freund ähnlich verfahren war. Fest stand, dass er uns drohte, wir sollen uns nie wieder blicken lassen - und ich muss gestehen, Lukas und ich suchten so schnell wie möglich das Weite. Der Kerl war ein Hüne, so breit wie ein massiver Balken - mindestens einen Kopf größer als wir. Wir flüchteten regelrecht und fuhren nach Hause, in der Überzeugung weder Lukas' Bettgeschichte noch

dessen Partner jemals wiederzusehen. Wer konnte schon ahnen, dass ich den Mann ausgerechnet in meinem Heimatdorf wieder traf?

Ich schluckte und steckte mein Gesicht tiefer in den Mantel. Wenn ich Glück hatte, erkannte er mich nicht. Schließlich dämmerte es, und obwohl Schnee lag und die Kirchen- sowie Straßenbeleuchtung auf uns schien, fielen sicherlich dunkle Schatten auf mein Profil.

Sein Blick brannte auf mir.

Nein, er erkannte mich, er wusste, wer ich war. Mist!

„Ein was?“ Oma stieß mich an und riss mich aus den Gedanken.

Unbeholfen linste ich zu dem Fremden, dann zu dem Hund. Ich schluckte abermals, bevor ich mich endlich Oma widmete. „Wie bitte?“

„Schläfst du?“, rief sie und zeigte danach mit der freien Hand auf den dicken Fellball vor uns. „Was ist das?“

„Ein Neufundländer“, wiederholte der Mann an meiner Stelle, ohne mich aus den Augen zu lassen.

„Aha. Und beißt der?“

„Nein!“ Die Muskeln an dem kantigen Kiefer des Kerls spannten sich, seine Augen schossen Blitze in meine Richtung.

Ich war am Arsch. Wenn der Typ für längere Zeit hier wohnte, konnte ich einpacken.

„Nicht“, murmelte Oma und zog mich näher zu dem Fremden. „Sie sind der Neue, oder?“

„Der Neue?“ Er sah zu Oma.

„Ja, der, der ins Birkheim-Haus gezogen ist!“ Oma stieß mir erneut in die Seite – das Zeichen dafür, dass der Typ dämliche Fragen stellte.

„Ach so, ja, das bin ich.“ Er musterte sie, bevor er wieder zu mir schaute.

Ich warf ihm einen nervösen Blick zu – hoffentlich sagte er nichts. Niemand im Dorf wusste über mich Bescheid, wenn er mich jetzt outete, dann hatte nicht nur ich eine Menge Probleme, sondern auch meine Familie. Ich hoffte wirklich, er trug den Streit mit mir nicht in der Öffentlichkeit aus.

„Schönes Haus!“, redete Oma unbekümmert weiter und

beobachtete den Hund, der zwischen seinem Herrchen und uns hin und her glotzte. „Sehr groß vor allem – und sehr teuer. Was machen Sie beruflich?“

„Ich bin Schriftsteller“, gab er wortkarg Auskunft.

„Was?“ Oma schaute zu mir.

„Schriftsteller“, wiederholte er lauter, wahrscheinlich weil er dachte, sie wäre schwerhörig.

„Er schreibt Bücher“, erklärte ich unangenehm berührt und wäre am liebsten davongerannt. Nicht nur, dass ich in den Augen des Mannes der Arsch war, der mit seinem Freund geschlafen hatte, nein, Oma machte die Situation zusätzlich unerträglich. Sie war viel zu neugierig, fragte nach Dingen, die sie nichts angingen. Aber so war das am Land: Wenn jemand in ein kleines Dorf zog, wurde man zunächst von den Einheimischen mit Fragen durchlöchert. War das Loch groß genug, wurde es entweder mit Dingen gestopft, die man nie haben wollte, oder noch weiter ausgehöhlt. So oder so, beides war unangenehm. Aber da musste man durch.

„Und davon kann man leben?“, fragte Oma. „Wie viel

hat das Birkheim-Haus gekostet? Das ist ja sicher nicht billig gewesen.“

„Oma“, murmelte ich. „Das geht uns nichts an.“ Vielleicht konnte ich die Situation retten. Aus Erfahrung wusste ich nämlich, dass die Schmerzgrenze des Fremden nicht sonderlich hoch war. Gut, das letzte Mal hatte er seinen Freund mit zwei wildfremden Kerlen erwischt, dennoch sprach er gerne mit Fäusten, wie mir schien.

„Wieso nicht?“ Oma starrte mich an, als hätte ich ihr verboten, in die Christmette zu gehen. Als hätte sie eine gewöhnliche Frage gestellt. Als ich nicht antwortete, widmete sie sich wieder dem Mann. „Ich darf das schon wissen, oder?“ Sie lächelte lieblich.

Jetzt war es der Typ, der nicht wusste, was er sagen sollte. Kurz entglitten ihm seine Gesichtszüge – auch wenn er sauer auf mich war, so versuchte er doch zu Oma freundlich zu bleiben. Er betrachtete sie, dann nickte er kaum merklich. „Ich habe dafür gar nichts bezahlt, es gehört meiner Familie.“

„Ihrer Familie?“, fragte Oma interessiert und riss

erstaunt den Mund auf. „So was ... dann haben die alle einen Blödsinn erzählt. Dann sind Sie gar kein Zugereister, sondern ein Birkheim? Ein *von* Birkheim, sozusagen?“

Er nickte abermals. Seinem Blick nach zu urteilen, wusste er nicht recht, wie er Omas plötzliches Wissen einordnen sollte.

„Ach so, das wusste ich gar nicht, dass es da so junge Kinder gibt.“ Oma beäugte ihn, dann meinte sie trocken: „Na ja, jung ... so jung sind Sie auch nicht mehr.“

„Oma!“ Ich starrte sie mit großen Augen an. Wenn sie so weitermachte, dann würde er gleich unfreundlich werden.

Doch er überraschte mich, denn er lachte laut. Der Ton ging mir durch Mark und Bein, ich erzitterte leicht.

„Ja, wie es aussieht, komme ich langsam in die Jahre ...“ Einzelne Fältchen bildeten sich um seine Augenwinkel, wenn ich das aufgrund des Lichtes und seiner Haube richtig deutete. Jede Wut verschwand – er wandelte sich zu einem ganz anderen Menschen.

„Sind Sie mit Ihrer Frau eingezogen?“, bohrte Oma

weiter.

Frau, genau. Wäre er hetero, würde ihm jede Frau weglaufen. Vermutlich lief ihm auch jeder Mann davon.

„Nein, ich bin ledig.“ Er wurde ernst und sah zu mir. Seine Augen verengten sich, einzelne Blitze schossen abermals in meine Richtung.

Interessant. Entweder unterschätzte ich seine Intelligenz oder er kannte die Landregeln, denn er mimte den Heteromacker ziemlich gut.

„Ledig?“ Oma riss den Mund abermals ungläubig auf. „Und dann ziehen Sie in so ein großes Haus? Ohne Frau?“

„Ja, ohne Frau, dafür mit Hund.“ Er zeigte auf den Neufundländer, der mittlerweile näher zu Oma und mir herangekommen war.

Oma wich einen Schritt zurück, als er an ihrem Mantel schnüffelte. „Bist du ein großes Vieh!“

„Oma, bitte“, flüsterte ich und streichelte dem Hund über den Kopf, während er an mir roch.

„Wenn's wahr ist“, murrte sie und schaute wieder zu dem Fremden. „Ach so, dann sind Sie ein Birkheim. Ein

von Birkheim.“ Sie schmunzelte, als hätte sie das Wort „Vieh“ nicht benutzt. „Und ohne Frau ... Na ja, der Sebastian will auch nicht heiraten.“ Sie zeigte auf mich. „Obwohl er in vier Jahren dreißig wird. Aber nein, heiraten, sagt er, ist nichts für ihn.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Irgendwann wird er müssen. Ewig kann die Mami ihm nicht die Wäsche waschen.“

Mir fiel die Kinnlade nach unten. Sprachlos starrte ich zuerst Oma, dann diesen Birkheim an. Er grinste breit, kleine Fältchen bildeten sich erneut um seine Augenwinkel. Fast war es, als würde er die Situation genießen.

„Jetzt zieht er wieder nach Hause“, gab Oma weiterhin bereitwillig Auskunft. „Er hat eine Arbeit ganz in der Nähe angenommen. Damit ist er wieder bei uns.“ Sie zuckte abermals mit den Schultern. „Wird eh Zeit. Die Stadt ist nix für ihn. Frau findet er da keine anständige.“

„Oma!“, maulte ich zwischen zusammengebissenen Zähnen. Das war zu viel Information. Selbst wenn wir uns besser *gekannt* hätten, hätte ich nie so viel von mir

preisgegeben.

„Ist ja so!“ Sie nickte eifrig und überlegte kurz, bevor sie sich wieder zu dem Mann drehte. „Obwohl ... jede nehmen wir auch nicht. Anständig muss sie schon sein ... und keine Zugereiste. Weil da weiß man ja nicht, woher die kommt.“ Oma stieg von einem Bein auf das andere, als müsste sie aufs Klo. „Bleiben Sie fix?“

„Vorübergehend, ja“, antwortete er, ohne mich aus den Augen zu lassen. Er lächelte wissend.

Tja, Oma hatte ihm brühwarm auf die Nase gebunden, dass ich nicht geoutet war. Zumindest nicht so richtig, aber Oma verzieh ich das. Sie war alt, sie erinnerte sich womöglich gar nicht mehr an mein Outing vor elf Jahren.

Wie auch immer, wenn der Kerl wollte, konnte er die Bombe jederzeit platzen lassen – als verspätete Rache sozusagen, als besonderes Weihnachtsgeschenk.

Ich schnaufte tief durch und schloss die Augen. Keine Ahnung, ob man es in dem Dämmerlicht sah, aber ich war sicher um drei Farbnuancen roter geworden. Als ich die Lider wieder aufschlug, sprach sein Blick noch immer

Bände. Oh ja, er würde sein Wissen zum passenden Augenblick gegen mich verwenden – seine Art sich zu revanchieren.

„Und das ist für wie lange?“, fragte Oma ungeniert weiter.

„Jetzt sei nicht so neugierig!“, mischte sich endlich Mama ein und stellte sich neben Oma. Noch nie war ich so froh gewesen, dass Mama sich zu uns gesellte. Sie war auch manchmal peinlich, vor allem, wenn sie alles mit Traudi bequatschte, aber sie würde zumindest Oma auf den Boden der Tatsachen zurückholen. Wenn ich Glück hatte, beendete sie das Gespräch schneller, als Oma sich verabschieden konnte. „Das geht dich nix an.“

Ich schaute erleichtert zu Mama, ihre Augen leuchteten vor Neugierde.

Nichts mit Erlösung, sie würde Oma benutzen, um selbst an die heiß ersehnten Antworten zu kommen.

Super, ich war am Arsch!

„Grüß Gott, ich bin die Tochter von der Frau Lindner. Maria Lindner-Kreuzer.“ Mama lächelte noch

freundlicher. „Und das ist mein jüngster Sohn, der Sebastian.“

Der Mann nickte, bevor er mich erneut musterte. Seine Augen flogen abschätzend über mich, dann meinte er gelassen: „Ja, wir kennen uns.“

Ich schluckte, während ich wie automatisch seinen Hund streichelte, der zu meinen Füßen Platz genommen hatte.

„Ach so?“ Oma stieß mir schon wieder in die Seite. Ich brauchte gar nicht zu ihr zu sehen, ich wusste auch so, dass sie mich förmlich durchleuchtete. Ich kannte den Birkheim-Sohn und hatte ihr nichts davon erzählt. Unruhig biss ich mir auf die Innenseite meiner Wangen, die vor Hitze brannten. Die Blicke des Kirchenchors lagen auf mir. Jede einzelne der Frauen fragte sich gerade, woher ich den Birkheim-Sprössling kannte.

„Nur flüchtig“, murmelte ich und hörte selbst, wie sehr meine Stimme zitterte. Unruhig senkte ich die Lider und streichelte abermals den Hund, der mich hingebungsvoll anstierte.

„Aha!“ Oma stieß mir kräftiger in die Rippen. Ich antwortete nicht darauf, sondern ignorierte es. Stumm betete ich, heil aus der Sache herauszukommen. Hoffentlich outete er mich nicht, hoffentlich ...

„Maximilian von Birkheim“, durchbrach er unerwartet die Situation und rettete mir so die Haut. Wahrscheinlich hatte er das unbewusst getan, aber ich atmete trotzdem erleichtert durch.

„Ah!“, machte Oma, als wüsste sie jetzt ganz genau, wer er war, blickte aber zeitgleich zu mir. Stumm erwartete sie noch immer eine Erklärung.

„Sind Sie der Sohn von der Elisabeth?“, mischte sich Traudi ein. Hinter uns scharrte sich wissensdurstig der komplette Frauenchor. Maximilian erhielt nun die volle Aufmerksamkeit. Wenn er nur einen Funken Verstand hatte, suchte er das Weite. Am besten weit weg von diesem Dorf – oder aber ich suchte das Weite.

„Nein, Elisabeth ist meine ältere Schwester.“

„Ach so?“ Gitti Moosbacher drängte sich an mir vorbei und musterte ihn unübersehbar. „So jung ist die noch?“

„Achtundvierzig“, gab Maximilian bereitwillig Auskunft. Sein Blick flog wieder zu seinem Hund, den ich noch immer streichelte. „Hermes, komm da weg!“ Er zog an der Leine, doch der Neufundländer hechelte nur liebestoll und bewegte sich keinen Zentimeter. Stattdessen drückte er seine feuchte Schnauze in meine behandschuhte Hand.

„Schon okay“, antwortete ich unbeholfen, weil ich nicht wusste, was ich sonst sagen sollte: Dein Hund ist netter wie du? Der droht mir nicht? Das klang doch sehr befangen und vor allem auch einfältig. Damit hätte ich ihm weiter die Karten in die Hand gespielt, was ich auf gar keinen Fall wollte.

„Ja, Viecher² mögen den Sebastian“, gab Oma von sich. „Schon als er ein kleiner Bub war, hat er immer alles gestreichelt, was ein Fell hatte. Auch den schiach'n Ratz³ von der Karin.“ Oma schüttelte sich ob der unangenehmen Erinnerung.

Karin war mit mir in die Volksschule gegangen. Sie

² landwirtschaftliche Bezeichnung für Tiere

³ schiach = Dialekt für hässlich; Ratz = Dialekt für Ratte

hatte von ihrem Vater eine Ratte zum Geburtstag erhalten – als Ersatz, oder als liebevolles Geschenk ihres Papis, der sich kurz davor von ihrer Mutter hatte scheiden lassen und mit der Ratte seiner Frau ein persönliches Abschiedspräsent gemacht hatte. Rache wurde hier auf vier weißen Pfoten mit einem langen Schwanz serviert.

Ich wünschte stumm, Maximilian würde mir eine Ratte geben – damit könnte ich leben. Mit Tieren verstand ich mich tatsächlich besser als mit so manchem Menschen.

Doch er runzelte ob der Worte nur die Stirn, bevor er mich schon wieder anschaute, als würde er mich gleich erwürgen. „Aha.“

„Und zu Weihnachten? Fahren Sie da nach Hause?“, fuhr Oma in unsere Gedanken und zerstörte damit zumindest die peinliche Stille.

„Nein, ich werde hierbleiben.“

„Nix nach Hause zu der Familie?“ Oma glotzte ihn erstaunt an. Zu Weihnachten gehörte die ganze Familie an denselben Tisch – Punkt und aus. Da gab es keine Diskussion.

„Nein, wir machen uns nichts aus Weihnachten.“

„Was?“, rief ein Dutzend Frauen zeitgleich.

„Hm, kein Weihnachten? Aber ...“ Oma überlegte angestrengt. „Was machen Sie dann am Heiligabend?“

„Die Ruhe genießen – mich von etwaigen vergangenen Zwischenfällen erholen.“ Seine Augen trafen mich, ich wusste sofort, auf was er anspielte. Als wäre es meine Schuld gewesen, dass Lukas mit seinem Freund im Bett gewesen war und Letzterer fremdging.

„Ja, aber das geht doch mit der Familie auch“, schnatterte Oma ahnungslos weiter. „Bei uns ist es immer sehr besinnlich – und bei uns kommt die ganze Familie zusammen.“

Na ja, besinnlich war es leider nicht, stattdessen nervte wie jedes Jahr meine Schwester Magdalena, wenn sie uns ihr Leid über die Kinder und ihren dämlichen Idioten von Mann erzählte, während Oma und Mama sich über das Weihnachtsmenü stritten. Paps zog es noch vor der Christmette vor, sich mit meinem Bruder Albrecht zu betrinken, den ebenfalls die Kinder nervten, und Tante

Frieda beschwerte sich grundsätzlich darüber, wie schräg unsere Familie wäre. Sie war allein, hatte nie geheiratet und auch nie ein Kind gehabt, deshalb kam sie zu Weihnachten zu uns. Obwohl sie Gast war, hielt sie das nicht auf, Mama bei jeder Gelegenheit unter die Nase zu reiben, wie dämlich ihr Mann sei. Opas Fest machte da mehr Sinn. Er setzte sich vor den Fernseher, wo er bis zum Essen blieb und sich das Weihnachtsprogramm anschaute.

„Wie geht denn das?“, bohrte Oma ohne Hemmungen weiter nach. „Wenn Sie kein Weihnachten feiern, wann stellen Sie dann den Christbaum auf?“

„Gar nicht, ich habe keinen Baum.“

„Keinen Baum? Wo legt das Christkind dann die Geschenke hin?“

Maximilian öffnete den Mund, dann klappte er ihn wieder zu. Er wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Verwirrt hob er eine seiner geraden Augenbrauen, die durch die Haube leicht nach unten gedrückt wurden. Ich war mir nicht sicher, ob sie natürlichen Ursprungs waren.

„Es gibt keine Geschenke, Oma“, erklärte ich leise und warf ihr einen eindeutigen Blick zu. Hoffentlich kapierte sie, was ich meinte, und wir konnten verschwinden, bevor Maximilian mich doch noch vor der halben Gemeinde bloßstellte. „Kein Weihnachten, nichts.“

„Nichts?“ Oma sah ihn verblüfft an. „Und für was dann die Feiertage? Was machen Sie?“

„Ich genieße die Ruhe – erhole mich! *Allein!*“ Abermals ein stechender Seitenblick in meine Richtung.

„Versteh' ich nicht!“ Oma schüttelte den Kopf. „Zu Weihnachten will doch niemand allein sein!“ Sie schaute sich in der Runde nach Zustimmung um, doch die Frauenbrigade war damit beschäftigt, Maximilian anzuglotzen. Hinter ihrer Stirn ratterte es.

„Also, wenn Sie niemanden haben zu Weihnachten, dann kommen'S zu uns. Bei uns ist es immer lustig, immer volles Haus“, bot Oma bereitwillig an, was ihr ein böses Schnauben von Mama einbrachte – und nicht nur von ihr, ich keuchte ebenfalls. Nur über meine Leiche würde dieser Maximilian mit uns Weihnachten

verbringen, da konnte ich mir gleich mein Grab selbst schaufeln und mich hineinlegen. Wie ich diesen Arsch kannte, würde er mich sogar dazu bringen, mich selbst einzubuddeln.

„Mami, du kannst doch nicht einfach den Herrn von Birkheim einladen, ohne zu wissen, was er vorhat“, versuchte zum Glück Mama die Situation zu retten, jedoch aus anderen Gründen als ich. Sie mochte keine Fremden am Weihnachtstisch, dieser Tag war nur für die Familie reserviert.

Oma war das egal, war es schon immer gewesen. Als ich noch ein Kind gewesen war, hatte es deshalb einmal einen fürchterlichen Streit gegeben. Oma hatte bei der Christmette zwei völlig Unbekannte eingeladen.

„Ah geh!“, winkte sie ab und fixierte wieder Maximilian. „Wir haben einen Baum, da können Sie Ihre Geschenke drunterlegen.“

Maximilian kratzte sich unbeholfen am Hinterkopf. Mit dieser Logik hatte er nicht gerechnet. „Ähm ... also ...“

„Mami, bitte! Du kannst doch nicht die Pläne vom

Herrn von Birkheim zerstören. Er kennt uns doch gar nicht“, mischte sich Mama erneut ein. Hoffend sah sie Maximilian an, dass er absagte.

Doch so weit kam es gar nicht, denn Oma war jetzt in ihrem Element: „Ja, aber warum denn? Er hat doch keinen Baum!“ Sie griff sich an die Brust und meinte theatralisch: „Mitzi, der ist doch arm, wenn er keinen Baum hat, wo er die Geschenke druntergeben kann!“

Maximilian fiel die Kinnlade nach unten. Sprachlos sah er Oma an.

Ich war versucht, zu lachen, deshalb senkte ich den Kopf und kraulte ausgiebig den Hund, der mich liebestoll ansah. „Na, du?“, flüsterte ich und vergrub meinen Mund im Mantelkragen, damit man mein Grinsen nicht sah. Augenblicklich spürte ich Maximilians Blick auf mir. Fast war es, als würde er mich auch dafür verantwortlich machen.

„Aber der Herr von Birkheim hat doch auch seinen Hund. Sein Hund fühlt sich sicher nicht wohl bei uns. Wir haben ja eine Katze!“ Mama lächelte Maximilian lieblich

an und versuchte nach Oma zu greifen. Vermutlich um sie von ihm wegzuziehen.

Jetzt hatte auch Maximilian begriffen, dass Mama ihn an Weihnachten nicht bei uns zu Hause haben wollte. „Ich habe ohnehin keine Zeit.“

„Keine Zeit“, fauchte Oma und schüttelte anklagend den Kopf. „Für Weihnachten hat man immer Zeit, und was die Murli betrifft“, sie schaute zu Mama, „die schläft eh den ganzen Tag, außerdem tut ihr ein Hund vielleicht sogar mal gut. Ein wenig Abwechslung!“

„Abwechslung“, zischte Mama und warf Oma einen bösen Blick zu. „Die Murli ist eine Katze, die mag keine Hunde!“

„Wieso nicht?“ Oma überlegte, dann meinte sie trocken: „Die Murli soll sich nicht so anstellen, sonst wird sie noch gleich wählerisch wie der Sebastian, der will ja auch keine Frau ...“

Ich starrte Oma perplex an. Sie hatte noch nie über meine Homosexualität gesprochen, ich zweifelte auch daran, dass sie sich an mein Outing erinnerte. Sie hatte

schon vor elf Jahren nicht gewusst, was ich gemeint hatte. Dennoch passte die Antwort wie die Faust aufs Auge. Ich schluckte schon wieder trocken. Unruhig linste ich zu Maximilian. Bitte, bitte nicht!

„Ja, das kann ich mir vorstellen“, knurrte er in meine Richtung und lächelte gekünstelt.

Scheiße, ich war so etwas am Arsch – und mit mir meine ganze Familie.

„Weil er verzogen ist! Selbst schuld!“, schnatterte Irmi hinter mir.

Ich sog laut die Luft ein. Was sollte das? Ich wollte mich gerade zu Irmi umdrehen, doch da fiel mir Oma ins Wort.

„Verzogen! Geh! Er nimmt halt nicht jede ... so wie dein Sepp!“ Sie warf Irmi einen warnenden Blick zu, dann stieß sie mir mit dem Ellbogen in die Seite. Gereizt rollte sie mit den Augen. Irmi mochte die Frau des Bürgermeisters sein, aber Oma gehörte zu den Dorfältesten, womit sie bestimmte Privilegien genoss. Irmis Sohn Sepp hatte mit 19 Jahren die Tochter vom ortsansässigen Tischler geheiratet, Gudrun. An sich eine gute Partie, wenn man

darüber hinweg sah, dass Gudrun 12 Jahre älter war, zwei Kinder mit in die Ehe brachte und strohdumm war. Nicht, dass Sepp die größte Leuchte wäre, aber jeder im Dorf wusste, dass Sepp Gudrun nur geheiratet hatte, weil der damalige Noch-Vizebürgermeister beim Kartenspielen zu hoch gepokert hatte und mit der Eheschließung den Schuldenberg beim Tischlermeister abbauen konnte. Gudrun willigte freudig ein, als Sepp ihr, ohne sich kennenzulernen, einen Antrag machte. Selbst für das Land war die Hochzeit damals seltsam gewesen. Dass Oma diesen Triumph aus dem Ärmel zog, passte Irmi nicht, aber sie schwieg. Die Sache zwischen Sepp und Gudrun war auch ihr irgendwie unangenehm – und Oma war noch immer die Alt-Lindnerin, die Frau des größten Waldbesitzers in der Gegend. Da brauchte Oma gar nicht ihr Alter hervorholen, da reichte ihr Name durchaus.

„Waren Sie gar nicht in der Adventmesse?“, wechselte Oma das Thema und widmete sich wieder Maximilian. „Die war wirklich schön, wenn auch die Bänke etwas heiß waren ...“

Womit wir wieder bei der Sitzbankheizung wären.

Ich war noch nie so froh über das Thema gewesen, auch wenn Maximilian das Problem nicht verstand. Seine Stirn fürchte sich nämlich, zumindest bewegte sich seine Haube verdächtig.

„Ähm ... also, nein, ich war nicht in der Kirche.“ Er zeigte auf den Neufundländer. „Ich war mit Hermes spazieren.“

Ich gaulte den Hund, der wirklich nett war. Sehr sogar – was man von seinem Besitzer nicht sagen konnte. Hoffentlich verlor Oma bald das Interesse und wir konnten nach Hause fahren. Die Situation war bereits peinlich genug, Maximilian von Birkheim hielt uns sicher alle – mich eingeschlossen – für hinterwäldlerische Dorfleute, die fernab jeder modernen Zivilisation lebten. Als würden wir uns alle nur für das Unkraut in Nachbars Garten interessieren – was bei einigen der anwesenden Frauen leider zutraf. Wenn ich mich recht entsann, gehörten Mama und Oma ebenfalls dazu. Besonders Oma. Sie saß an der Spitze des Buschfunks. Wenn ich ehrlich

war, hatte sie sogar das ein oder andere Feuer entfacht.

„Na, mit dem Vieh könnten Sie ohnehin nicht in die Kirche“, schnatterte Irmis unerwartet hinter mir. Anscheinend hatte sie den größten Schock über Omas Kommentar bezüglich Sepp und Gudrun überwunden.

Die Antwort war frech und unverschämt – ich hätte mich am liebsten für Irmis bei Maximilian entschuldigt. Aber so war sie eben, so war es am Land. Irmis war und blieb die Frau des Bürgermeisters und durfte sich damit alles erlauben. Sie war aus ihrer Sicht die Dorfkönigin – Alter hin oder her.

„Hermes hat es nicht nötig, in die Kirche zu gehen“, gab Maximilian genauso frech zurück. „Er ist ja selbst nach einem Gott benannt, was braucht er da die Kirche?“ Er grinste übertrieben, zog Hermes von mir weg und machte einen Schritt zurück. „Wenn ich mich empfehlen darf?“ Er schlug seinen Schal wieder über den Mund und wandte sich damit um. Hermes folgte ihm sofort.

Oma – so wie der Rest der Damen – starrte ihm dümmlich hinterher.

„Ein komischer Kauz“, murmelte Gerti und bekam sofort reichlich Zustimmung. Die Damenrunde begann aufgeregt zu tratschen – inklusive Mama.

Oma wisperte: „Schnell eingeschnappt, der Herr, aber fesch, gell? So einen hätte die Magdalena heiraten sollen.“ Sie schüttelte sich. „Und wen haben wir bekommen? Den Horst!“

„Oma, bitte!“, flüsterte ich wie sie, weil ich nicht wollte, dass uns jemand hörte, wie sie sich vor allen Leuten über meinen Schwager ausließ. Wir wussten alle, dass Horst nicht der perfekte Ehemann für Magdalena war, aber zu seiner Verteidigung musste man ihm zugutehalten, dass Magdalena bei Gott nicht einfach war. Ihr passte nichts – wirklich nichts. Horst konnte nur alles falsch machen. „Horst ist schon in Ordnung.“

„Na ja.“ Oma seufzte, dann beugte sie sich wieder zu mir, was dazu führte, dass ich mich bücken musste. „Stell dir vor, die Magdalena und ein Birkheim!“ Sie riss theatralisch den Mund auf, bevor sie sich die freie Hand davorhielt. „Das wäre etwas.“ Sie zwinkerte mich an und

zeigte dann zu Irmis. Ja, Irmis lästerte zwar über diesen Maximilian, aber neidisch wäre sie ihn Magdalena trotzdem gewesen.

„Irgendein Birkheim ist früher mit dem Albrecht unterwegs gewesen“, erklärte Oma nachdenklich. „Du warst damals noch ein Baby, aber der Albrecht ... Ich muss ihn fragen. Die Birkheims sind eine große Familie ...“

Ich zuckte unwissend mit den Schultern. Keine Ahnung. Ich war ein Nachzügler, Albrecht war 14 Jahre älter als ich, Magdalena 12. Was wusste ich, mit wem meine Geschwister in Teeniezeiten um die Häuser gezogen waren?

„Können wir langsam fahren? Mir ist kalt“, log ich, damit wir endlich den Kirchplatz verließen.

Oma nickte und setzte sich mit mir in Bewegung. „Mitzi, dem Buben ist kalt!“, rief sie so laut, damit auch ja jeder im Umkreis von fünfzig Metern Bescheid wusste. „Wir gehen schon mal zum Auto.“

Mama winkte sofort. „Ich komme gleich!“

„Jaja“, murmelte Oma und setzte einen Fuß vorsichtig vor den anderen.

Ich trottete langsam neben ihr her, achtete darauf, dass sie nicht auf eine Eisplatte trat, und schielte dann Richtung Berghang - dorthin, wo Maximilian von Birkheim verschwunden war. Er war natürlich nicht mehr zu sehen, dennoch starrte ich in die Dunkelheit.

Mann, wenn der Kerl ein wenig Verstand hatte, dann suchte er noch heute das Weite und verließ die Gemeinde. Er und sein Hund würden es hier nicht leicht haben. Auch wenn er ein Birkheim war, war er doch der Fremde im Ort - der komische Kauz mit Riesenvieh.

Ich seufzte. So viel Glück hatte ich sicher nicht.



2. Kapitel

Ich wälzte mich in meinem Bett herum.

Es war kurz nach halb 8, aber ich konnte einfach nicht mehr schlafen. So war das immer, wenn ich von meinem gewohnten Schlafzimmer in ein fremdes wechselte. Natürlich war mir mein Jugendzimmer nicht fremd, aber seit der Matura lebte ich in Wien. Ich war selbst zu Studienzeiten nur in den Ferien für wenige Tage nach Hause gefahren. Den Rest hatte ich für Praktika genutzt, um Erfahrungen zu sammeln. Dementsprechend hatte ich einen gut bezahlten Job bei einem Mobilfunkanbieter bekommen, wo ich rasch aufgestiegen war. Dass ich jetzt, nach nur zwei Jahren, sogar eine eigene Außenstelle

führen sollte, sprach für meine Qualitäten – und nur ein ganz klein wenig davon, dass mein Chef mich aus seinem Umfeld entfernen wollte.

Er und ich hatten eine Art Beziehung geführt, die er wohl nicht so ernst genommen hatte wie ich. Demzufolge war der Ausflug in die Buchhaltung zu dem neuen Praktikanten für ihn eine Selbstverständlichkeit gewesen, während ich mir zu Hause die Augen ausgeheult hatte und an Appetitlosigkeit litt. Die neue Außenstelle war wohl ein Wink des Schicksals für mich – und für meinen Boss endlich die Erlösung, dass er mich loshatte.

Ich rollte mich auf den Rücken und starrte an die Zimmerdecke. Mann, warum konnte ich nicht einfach Glück haben? Warum war ich mit meinem Chef nicht schon genug bestraft? Musste jetzt auch noch dieser Birkheim hier leben? Konnte er nicht einfach wieder verschwinden?

Ich schloss die Lider und atmete tief durch. Vielleicht hatte er nach der gestrigen Gegenüberstellung am Kirchplatz bereits genug vom Dorf und zog in die Stadt

zurück. Das würde mir viele Probleme ersparen. Nach wie vor fürchtete ich, dass er mich outete und damit auch meine Familie ins Unglück stürzte.

Ich schlug die Augen wieder auf und glotzte an den Plafond zurück. Noch ein Tag, dann war Weihnachten – und ich war in absolut mieser Stimmung. Kein Frieden, Freude oder Drang nach Lebkuchen, stattdessen hätte ich mich am liebsten in die Ecke gesetzt und geheult. Mein Leben verlief so gar nicht nach Plan, mit diesem Birkheim in meinem Umfeld würde es auch nicht besser werden. Bestimmt rannten wir uns irgendwann über den Weg, und dann würde er mich nicht nur outen, sondern mir auch den Kinnhaken verpassen, den er mir schon in Wien angedroht hatte. Mir und Lukas.

Eigentlich war alles Lukas' Schuld, er hatte seinen Schwanz nicht in der Hose behalten können ...

Unten klingelte es an der Haustür. Vermutlich ein paar Sammler, die vor Weihnachten noch ein wenig an jedermanns Mitgefühl rüttelten, um so Geld für diverse soziale Projekte aufzutreiben.

Ich hörte eine männliche Stimme, dann Oma, die lauthals nach Papa plärrte. Sekunden später plapperte sie aufgeregt mit der Person an der Tür.

Ich hievte mich aus dem Bett und schlüpfte in eine Jogginghose, bevor ich mich ins Bad aufmachte. Es half ja nichts – auch wenn ich liegen bliebe, würden sich meine Sorgen nicht in Wohlwollen auflösen. Vielleicht sollte ich Mama und Papa nach dem Frühstück zur Seite nehmen und sie über Maximilian aufklären, nur für den Fall, dass er Gerüchte in der Gemeinde streute. Natürlich eine abgeschwächte Form der Wahrheit, aber ein kleiner Hinweis wäre von Vorteil.

Barfuß tapste ich die Treppe nach unten. Oma schnatterte noch immer aufgeregt mit dem Fremden an der Tür. Gerade erzählte sie von Magdalena, die mit ihrem Mann kein Glück hatte.

Armer Kerl – sicher bereute er bereits, für welchen Verein auch immer, sammeln zu gehen.

„Warten’S, jetzt hör’ ich was. Das ist sicher der Gustl!“
Oma riss die Vorhaustür auf und schrie: „Gustl, jetzt

mach!“

Ich schlenderte zum Bad, als mir Papa aus der Küche entgegenkam. Er war nicht gerade begeistert, um diese Zeit – und einen Tag vor Weihnachten – an die Haustür gerufen zu werden. Noch war es ruhig, aber heute Nachmittag würden meine Geschwister mit Partner und Kindern sowie Tante Frieda ankommen. Vier Kinder – alle unter acht – im Haus zu haben, machte jedes Weihnachtsfest zur lautesten Zeit des Jahres. Wahrscheinlich freute sich Papa bereits darauf, wenn die Feiertage zu Ende waren. Nicht, dass er seine Enkelkinder nicht mochte, aber sie waren zusammen immer etwas anstrengend.

Papa schloss die Tür zum Vorbau hinter sich und trat zu Oma an die Haustür. Ich hörte ihn mit dem Unbekannten reden. Oma warf ein „Um Himmels willen!“ ein.

Ich ging Richtung Badezimmer weiter, als Opa ebenfalls aus der Küche kam, von wo ich leise *Oh, du Fröhliche* hörte. Die Wiener Sängerknaben, wenn ich mich nicht irrte. Magdalena hatte Oma die CD vor drei Jahren zu

Weihnachten geschenkt. Dementsprechend oft lief sie zur Adventszeit. Bei dem Gedanken, dass ich die nächsten Tage die Songs noch mehrmals hören würde, stellten sich mir sämtliche Haare am Körper auf. Nichts gegen die Wiener Sängerknaben, aber nach drei Liedern dachte ich immer an einem Hörschaden zu leiden. Prophylaktisch bekam ich auch immer Tinnitus.

„Was ist?“, fragte Opa und riss mich aus den Gedanken. Er zeigte zur Vorhaustür.

„Keine Ahnung.“ Ich linste zu den Filzpantoffeln, die er trug. Sie waren ihm viel zu groß, aber das hielt ihn nicht davon ab, sie anzuziehen. Die Dinger waren von Toni Krahbichel, der letzten Sommer verstorben war. Seine Frau hatte seine Kleider und Schuhe im Dorf verteilt. Am Land war das üblich. Man brachte die Kleidung eines Verstorbenen nicht zu einem Altkleidercontainer, sondern fragte sich einfach von Tür zu Tür durch, ob jemand etwas gebrauchen konnte. An sich eine gute Idee, ich persönlich würde aber nichts tragen, was jemand vor mir angehabt hatte, der jetzt tot war. Aber Opa sah das anders. Wäre ja

schade drum, hatte er damals gesagt, als ihm Frau Krahbichel die viel zu großen Pantoffeln nebst einem Sack voll Kleider aufgedrängt hatte. Ihm passte nichts davon, alles war zu weit, aber das störte ihn nicht. Es war kostenlos, man konnte es noch tragen, damit zog er es an. Schließlich gab es Hosenträger, um zu große Hosen oben zu halten.

„Ich muss horchen, was los ist.“ Opa stakste zur Tür. Er war neugieriger als jedes Waschweib. Manchmal übertraf er Oma, und das hieß etwas. Vermutlich wusste er auch schon wieder seine Weihnachtsgeschenke. Seit ich denken kann, erinnere ich mich, dass Opa knapp vor Weihnachten immer Mamas Wäscheschrank durchstöberte, um einen ersten Blick auf seine Geschenke zu werfen.

Von draußen erklang ein weiterer Ausruf von Oma. „Um Gottes willen – sind Sie arm! Und das zu Weihnachten!“

Opa linste zu mir. „Warte – gleich ladet sie wieder irgendwen zum Essen morgen ein.“ Er wedelte mit der

Hand vor der Stirn. „So eine blöde Wabn⁴! Verdirbt uns noch das Fest.“

Ich nickte nur. Gut, dass Oma ihn nicht gehört hatte, sonst hätte sie noch viel schlechtere Worte für ihn gefunden. Vielleicht irrte ich mich, aber die beiden wurden immer schlimmer. Jahr für Jahr gingen sie unfreundlicher miteinander um. Keine Ahnung, woran das lag, eventuell wurde man so, wenn man sich sein ganzes Leben kannte. Sie waren seit 68 Jahren verheiratet und zuvor Nachbarn gewesen. Möglicherweise verlor man mit den Jahren nicht nur jede Art von Hemmung voreinander, sondern auch jeden Respekt. Opa und Oma zumindest blieben sich nichts schuldig, sie stritten und beschimpften sich so oft wie möglich am Tag.

Ich winkte Opa kurz angebunden und verschwand im Badezimmer. Sich einzumischen, brachte nichts. Diesen Kampf konnte ich niemals gewinnen. Ich griff nach der Zahnbürste und begann mir die Zähne zu putzen, während ich mich im Spiegel betrachtete. Dunkle Ringe

⁴ Schimpfwort für dummes, zänkisches Weib

lagen um meine Augen, die Wangenknochen stachen ein wenig mehr hervor als früher. Der Betrug und die darauffolgende Trennung von meinem Boss hatten mich 8 kg Körpergewicht gekostet. Zum Glück hatten mich eben nur Opa und Papa mit nackter Brust gesehen. Wäre es Mama gewesen, hätte sie ein Tamtam daraus gemacht, dass meine Rippen zu sehr hervorstachen. Leider hätte sie nicht ganz unrecht, dennoch ging es sie nichts an. Ich war ohnehin über die Sache hinweg – zum Großteil zumindest –, und ich nahm auch bereits wieder langsam zu.

„Sebastian?“

Ich riss mich von meinem Spiegelbild los und öffnete, mit der Zahnbürste in der Hand, die Tür einen Spaltbreit. Am Durchgang in den Vorbau standen Papa und Oma. Opa sah ich gerade noch, wie er wie vom Blitz getroffen durch das Vorhaus zurück Richtung Küche humpelte. Wahrscheinlich hatte ihn Papa beim Lauschen erwischt, und er wollte nun seine Spuren verwischen.

„Jh-aa?“, nuschelte ich, steckte mir die Bürste in den Mund und schob die Badezimmertür ein Stück weiter auf.

Ein Schatten erschien im Vorbau, Sekunden danach tauchte Maximilian von Birkheim in meinem Blickfeld auf.

Was wollte der denn hier? Konnte er nicht zumindest die Feiertage abwarten, bevor er mir das Genick brach?

„Brauchst du noch lange? Der Herr Birkheim hat einen Notfall. Ich bräuchte dich beim Holzliefern.“ Papa zeigte zu Maximilian. Aus dem Hintergrund ertönte *Leise rieselt der Schnee*. Fast war es wie ein Hohn, als würde die Katastrophe still und ruhig vom Himmel auf mich herabschneien. Ich sah die Lawine bereits auf mich zukommen.

„Sebastian?“ Papa räusperte sich.

Ich keuchte, die Zahnbürste hing nun irgendwo vor meinem Gesicht, während ich noch immer wie ein Idiot ins Vorhaus starrte. Mein Hirn lief Amok – oder es versuchte es zumindest. Mir tropfte die Zahnpasta regelrecht über die Lippen, so perplex war ich über den morgendlichen Besuch. Vielleicht hatte mich auch nur die Lawine überrollt.

„Ähm ...“, murmelte ich schließlich und schloss meinen sabbernden Mund. Hastig wischte ich den Zahnpastaschaum weg. „I-h bi- ra-e e-s i Ba!“, versuchte ich einen vollständigen Satz zu formulieren, ohne wie der letzte Kaspar zu wirken. Als mir bewusst wurde, dass mich niemand verstanden hatte, drehte ich mich um, spuckte aus und wiederholte: „Ich bin gerade erst ins Bad!“

„Ja, deshalb habe ich ja gefragt, wie lange du noch brauchst.“ Papa warf mir einen zweifelnden Blick zu. Normalerweise reagierte ich nicht wie ein Vollkoffer, ich stotterte auch nicht dümmlich herum. Aber dass dieser Maximilian jetzt auch noch an unsere Haustür klopfte und von mir erwartete, ihm zu helfen, ließ mich ein wenig in Panik geraten.

Gott, ich war ja so was von am Arsch – und ich war halb nackt! Erst jetzt fiel mir ein, dass ich nur eine Jogginghose trug. Wie ein Pubertierender hielt ich mir die Hand vor die Brustwarzen, als hätte ich mich damit bedecken können. Als hätte ich so Maximilians Blicke abgewehrt.

Der gaffte mich nämlich an, als würde ich mich ihm auf einem Silbertablett präsentieren. Natürlich war das Bullshit. Er hasste mich, außerdem ging mir nur die Fantasie durch, weil ich wusste, dass er schwul war. Hätte ich davon nichts geahnt, hätte ich niemals so peinlich berührt reagiert.

„G-guten Morgen“, stammelte ich verspätet und schlug stumm auf mich ein.

Schalt dein Hirn ein, schalt dein Hirn ein, SCHALT DEIN HIRN EIN!

Maximilian überflog noch einmal meinen Körper, dann sammelte er sich und murrte ein kurzes: „Morgen.“

„Wie lange brauchst du denn noch?“, mischte sich Oma ein, weil ich Papa noch immer nicht geantwortet hatte. „Der Herr von Birkheim ist nämlich so arm, der hatte einen Rohrbruch und jetzt ist die Heizung kaputt.“

Ich nickte nur, weil ich die Informationen gar nicht wollte. Was ging mich der Rohrbruch von diesem scheiß Birkheim an? Reichte es nicht, dass ich halb nackt vor ihm stand und keinen geraden Gedanken fassen konnte?

Ich schluckte heftig. Maximilian glotzte mich noch immer an, als wäre er der böse Wolf und ich das kleine Häschen, das ihm gleich in die Falle gehen würde. Sein Blick war eindeutig, ich wusste wohin er dachte. Er stellte sich gerade vor, wie er mich fertig machte.

„Er braucht Holz, damit er zumindest ein wenig heizen kann während der Feiertage“, erklärte mir Papa, weil ich keinen Mucks von mir gab. Wahrscheinlich wollte er die seltsame Stille überbrücken. „Beeilst du dich?“

Ich nickte, ohne Maximilian aus den Augen zu lassen, als mein Hirn endlich aus seiner Lethargie erwachte und sich erinnerte, dass es Amok laufen wollte. Verzweifelt rannte es los und klatschte gegen die Schädelwand. K.o. in der ersten Runde, wie wunderbar!

Ich schnappte nach Luft, als zeitgleich hinter mir *Jingle Bells Rock* erklang. Mama hatte anscheinend auf das Radio umgeschaltet. Sie mochte die Wiener Sängerknaben genauso gern wie ich.

Ich schüttelte mich. Bestimmt hielt Maximilian mich jetzt nicht nur für ein Arschloch, sondern auch noch für

beschränkt - voll beschränkt, verstand sich. „Ich ... ich komme gleich ... noch zehn Minuten.“

„Zehn Minuten“, wiederholte Papa und warf ein stummes „Was brauchst du denn solange?“ hinterher. Er sprach die Worte nicht laut aus, aber ich konnte es in seiner Mimik erkennen. Überhaupt fragte er sich, was mit mir los war. Normalerweise verlor ich nicht den Verstand, wenn Fremde in meine Nähe kamen. Normalerweise benahm ich mich auch nicht wie ein pubertierender Teenager, der gerade seinem Schwarm gegenüberstand und kein vernünftiges Wort mehr fand.

„Dann mach! Der Herr von Birkheim muss sonst warten. Dem ist ja kalt in seinem Haus!“ Oma sah mich an, als hätte ich gerade der Königin von England persönlich gesagt, den Tee mit ihr verschieben zu müssen - um zehn Minuten.

„Ich ... beeile mich!“, murrte ich. Endlich ließ ich meine Hand vor der Brust sinken. Was machte ich hier überhaupt? Warum benahm ich mich so idiotisch? Ich hatte nichts getan. Nur weil dieser Maximilian mir

irgendwelche Dinge unterstellte, weil er voreilige Schlüsse gezogen hatte, hieß das nicht, dass ich mich den Gegebenheiten anpassen musste. Ich war unschuldig – seine Wut mir gegenüber unfair. Eigentlich könnte ich auf ihn genauso zornig sein wie er auf mich. „Der Herr von Birkheim wird sicherlich noch zehn Minuten warten können, wenn er schon einen Tag vor Weihnachten am frühen Morgen bei uns anklopft“, kam es über meine Lippen, noch bevor ich darüber nachgedacht hatte.

Ach, da war es wieder, mein Hirn. Zwar nicht ganz funktionstüchtig, aber immerhin.

Papa starrte mich mit offenem Mund an, Oma schnappte nach Luft. Maximilian hingegen erdolchte mich mit seinen braunen Augen. Ein Schatten zog sich über sein Gesicht, und der Dreitagebart wirkte noch dunkler. Er furchte die Stirn, und einzelne Falten erschienen zwischen seinen geraden Brauen. Eindeutig, da hatte jemand nachgeholfen.

„Mir wäre es auch lieber, so manche Visage nicht sehen zu müssen“, konterte er zwischen zusammengebissenen

Zähnen, schoss einen letzten Blitz in meine Richtung und wandte sich danach Papa zu. „Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir im Laufe des Vormittags Holz liefern könnten.“ Er schaute aufgebracht zu mir. „Vorausgesetzt Ihr kleiner Sohn braucht nicht den ganzen Tag im Bad.“ Er schnaubte laut, dann drehte er sich ohne ein weiteres Wort um und trat ins Freie zurück.

„Arschloch“, zischte ich. Keine Ahnung, ob die Tür bereits geschlossen gewesen war, aber es war mir egal. Ich hatte eine Menge Frust bezüglich meines Bosses abzuladen, da konnte dieser Birkheim gerne den Prügelknaben für mich spielen. Ich hatte schließlich nichts getan, ich wollte mich auch nicht einfach so geschlagen geben. Sollte er mich doch outen, ich würde es einfach bestreiten und ihn für verrückt erklären. Schließlich war er der Neue in der Gemeinde – *von* Birkheim hin oder her.

„Spinnst du?“ Oma wedelte mit der Hand vor der Stirn. „So kannst du doch nicht mit dem Herrn von Birkheim sprechen.“

„Sicher kann ich“, maulte ich. „Außerdem reizt er mich,

er ...“

„Sag mal“, fuhr Papa mir ins Wort. „Kennst du den?“

„Was?“ Ich riss den Mund auf, um meinem Unmut erneut Luft zu machen, doch im letzten Moment fiel mir ein, dass ich besser schweigen sollte. Jedes Wort würde nur weitere Fragen aufwerfen. Unter keinen Umständen wollte ich Papa erklären, woher Maximilian und ich uns kannten. Schon gar nicht, warum er sauer auf mich war. Sicher, ich sollte mit ihm und Mama reden, für den Fall der Fälle, aber ich würde ihnen nicht die Geschichte mit Lukas erzählen, das wäre zu peinlich.

„Gestern hat der Herr von Birkheim auch schon so Andeutungen gemacht“, klärte Oma Papa bereitwillig auf. Sie zuckte mit den Schultern, als Zeichen dafür, dass sie nichts Näheres wusste.

Papa schaute von Oma zu mir. Kurz musterte er mich. Es war, als würde ihm etwas auf der Zunge liegen, es sich aber doch verkneifen, weil er keinen Streit vom Zaun brechen wollte. Nicht einen Tag vor Weihnachten. „Mach dich fertig“, knurrte er schließlich und stapfte in die

Küche zurück.

Ich zog eine Braue hoch und sah ihm hinterher. Was war das gewesen? Er bohrte nicht nach, woher Maximilian und ich uns kannten? Er nahm es einfach hin? Hatte ich etwas nicht mitbekommen?

Normalerweise gab es in diesem Haus keine Geheimnisse, nicht wenn es um so etwas ging. Wenn es Gerüchte im Dorf gab, wurde jeder ausgequetscht, was er wusste. Da machte auch Papa keine Ausnahme. Andererseits regte er sich oftmals über Omas und Mamas Getratsche auf – oder Opas.

Ich zuckte mit den Schultern. Was wusste ich schon. Vielleicht nervte es ihn einfach, dass er noch vor dem Familienspektakel am Nachmittag Holz liefern musste. Kurz vor den Feiertagen war er immer etwas reizbar, das sagte auch Mama.

„Jetzt mach!“ Oma holte mich aus den Gedanken in die Realität zurück. „Wenn du schon so frech zum Herrn von Birkheim bist, dann beeil dich wenigstens! Stell dir vor, es spricht sich herum, dass *wir*“, sie zeigte auf sich, als

würde sie unsere komplette Familie vertreten, „ihn haben warten lassen. Einen *von* Birkheim!“

Ich rollte mit den Augen und trollte mich ins Bad. Kurz war ich versucht, ihr über Maximilian eine Geschichte zu erzählen, die ihr ganzes Weltbild über ihn zerstören würde, unterließ es aber schließlich. Lukas' Sexabenteuer waren nun wirklich nichts für ihre Ohren.

Ich putzte mir die Zähne fertig. Warum regte ich mich eigentlich auf? Dieser Maximilian konnte mich mal kreuzweise - und Papa? Tja, vielleicht wollte er auch nur neben Oma nichts sagen, schließlich war sie die Königin der Dorftratscherei. Er kannte mich, ich verbreitete nicht gerne Gerüchte. Zum geeigneten Augenblick würde ich mit ihm reden.

Angeschlagen blickte ich in den Spiegel und atmete tief durch. Würde ich mit ihm reden? Wenn ich ihm und Mama sagte, woher Maximilian und ich uns kannten, würden sie panisch werden. Schließlich bestand die Gefahr, dass ich im Dorf geoutet wurde. Nach den Feiertagen im nächsten Jahr verschwand ich von hier und

baute mir ein neues Leben auf – in 50 km Entfernung. Meine Familie musste jedoch bleiben – sie durften das ausbaden, was Maximilian mir anhing.

Shit! Ich schlug gegen den Stapel von Handtüchern, den Mama auf die Kommode gelegt hatte. Mit meiner verfluchten Sexualität stürzte ich womöglich meine komplette Familie ins Verderben.



Es war ein kindisch naiver Glaube, anzunehmen, dass sich alles in Wohlwollen auflöste, nur weil Weihnachten war. Mein blödes Schicksal lag nämlich längst hinter mir am Boden und krümmte sich vor Lachen. Alleine die Tatsache, dass Maximilian Holz benötigte, ließ sich nicht umgehen – und damit auch nicht mein Vorhaben, ihm auszuweichen. Ich hatte auch nicht mit Papas Hartnäckigkeit gerechnet. Nie und nimmer war er davon zu überzeugen gewesen, dass ich ihm womöglich nur im Weg stünde und ihm keine Hilfe wäre. Deshalb hockte ich

jetzt neben ihm im Pick-up, um Holz zu liefern.

Gereizt starrte ich auf die winterliche Landschaft. Es schneite leicht, und die Temperaturen lagen viel zu tief unter dem Gefrierpunkt. Obwohl ich ein Wintermensch war, dem die Kälte nichts ausmachte, nervte mich der viele Schnee. Papa und ich hatten die Plane, mit dem der Holzstapel zugedeckt gewesen war, freischaufeln müssen. Wir hatten eine komplette Fuhr auf der Ladefläche des Wagens, aber wenn ich dem glauben konnte, was Papa mir erzählt hatte, dann würde das viele Holz nicht ausreichen, um ein großes Haus wie das der Birkheims zu beheizen. Es hatte heute Nacht dort einen Rohrbruch gegeben. Der ortsansässige Installateur, Herr Kunzbauer, war zwar vor Ort gewesen, aber er hatte nur das Notdürftigste repariert. Wahrscheinlich war er bereits in Feiertagsstimmung gewesen. So war das hier in der Gemeinde eben – vielleicht war es auch eine typische Landgeschichte. Es gab zwar die wichtigsten Handwerker, aber einen freien Termin zu bekommen, war wie ein Glückstreffer. Da konnte das ganze Haus unter

Wasser stehen, Herr Kunzbauer hatte dennoch keine Zeit. Es sei denn, es war das Haus des Bürgermeisters, des Doktors oder des Pfarrers, eventuell noch das vom Großbauern von nebenan. Die obrige Liga der Gemeinde bekam immer eine Extrabehandlung. Der Rest musste warten - notfalls auch ein halbes Jahr, und zu Weihnachten durfte man schon gar nichts benötigen. Wo käme man hin, wenn der ortsansässige Installateur während der Feiertage arbeiten sollte?

Genau aus solchen Gründen war ich in die Stadt gezogen. Dort gab es keine Vetternwirtschaft, zumindest nicht bei solchen Dingen. Wenn man einen Rohrbruch hatte, rief man den Notdienst und die Angelegenheit wurde beseitigt - innerhalb weniger Stunden. Am Land konnte es vorkommen, dass man um die Hilfe des Handwerkers bitten musste. Vor allem bei Herrn Kunzbauer.

„Und der Kunzbauer hat den Schaden nicht repariert?“
Ich schaute fragend zu Papa, der den Wagen durch die winterliche Landschaft lenkte. Die Birkheims gehörten

schließlich zur Dorfprominenz – sie hatten sogar ein *von* vor ihrem Namen. Das bedeutete, dass sie irgendwie adeligen Ursprungs waren – und vor dem Adel machte man am Land noch immer einen Hofknicks.

„Doch.“ Papa schnaubte laut. „Aber halt nur provisorisch. Du kennst den Kunzbauer, er hat das Leck geflickt und gemeint, den Rest macht er nächstes Jahr. Dass die Heizung damit im Haus nicht geht, hat er wohl nicht bedacht.“ Er zuckte mit den Schultern und drehte das Autoradio leiser. Auf Ö2 lief *Kling Glöckchen, klingelingeling*. Vermutlich nervten ihn die Weihnachtslieder ebenfalls langsam. Oma würde heute noch mit den Kindern singen, was nicht nur mir immer den letzten Nerv raubte.

„Einen Tag vor Weihnachten ist das auch blöd ...“, schob er hinterher.

„Na ja, aber eigentlich sein Job.“

„Schon ... aber das Haus ist ja nicht klein ...“ Er blinkte und fuhr die Straße zu dem Birkheim-Anwesen hoch. Aufgrund des Schneefalls quälten wir uns mit dem Auto

über die Fahrbahn – und das, obwohl wir einen Pick-up fahren.

„Eben – es ist das Haus der *von* Birkheims.“ Ich blickte zu Papa. „Fällt er da nicht auf die Knie?“

Er lachte spottend. „Geh ... Wenn die Alten hier wären, ja, da schon, aber nicht beim Sohn ... oder Enkel.“

„Warum nicht?“ Fragend sah ich ihn an.

„Ach ...“ Er schnaubte erneut. „Es gibt da ein paar Gerüchte im Dorf ... außerdem, du fällst ja auch nicht auf die Knie vor dem Mann. Du lässt dich ja auch nicht von dem *von* beeindrucken.“ Er blickte vorwurfsvoll zu mir, bevor er sich wieder auf die schneebedeckte Zugangsstraße konzentrierte.

Ich war versucht, mich zu rechtfertigen, aber dann stockte ich. Es war eine Anspielung auf heute Morgen – vermutlich, ob ich Maximilian kannte. Aber ich wollte jetzt nicht darüber reden. Ich wollte die Angelegenheit bei Mama auch nicht wiederholen. „Welche Gerüchte?“

„Ach, nix!“ Er winkte ab. „Ist nicht so wichtig. Du kennst die Leute, sie reden halt.“

Ja, die Leute am Land redeten – sie redeten so viel, dass man oft Dinge von sich erfuhr, die man selbst noch nicht gewusst hatte. Letztes Jahr hatte ich zum Beispiel erfahren, gar keine Matura zu haben und mich in Wien mit Taxifahren über Wasser zu halten.

„Was reden sie denn? Dass er Schriftsteller ist?“ Ich lachte gekünstelt. „Das hat der Kirchenchor gestern schon breitgetreten.“

„Ja, das auch.“ Papa lenkte den Wagen vor das Anwesen, das durch den Schneefall regelrecht märchenhaft wirkte. Wäre es Abend und das Haus beleuchtet gewesen, hätte es einem Postkartenmotiv geähnelt. Es wirkte so heimelig winterlich, dass es einer Filmkulisse glich.

„Was ist denn das?“ Papa zeigte durch die Frontscheibe. Direkt vor dem breiten Treppenaufgang zur Haustür, die von einem Vordach und zwei Säulen links und rechts flankiert war, hockte Hermes – wieder mit Wintermantel.

„Ein Hund“, erklärte ich und grinste, weil sich der Neufundländer erhob und schwanzwedelnd auf uns

zutrottete. Er war so träge, dass ich mir nicht sicher war, ob er gleich umfiel und einschief.

„Ein Hund?“ Papa brummte. „Das ist ein halber Bär.“

„Es ist ein Neufundländer.“ Ich blickte zu ihm. „Er ist groß, aber harmlos.“

„Aha.“ Er parkte den Wagen und schnallte sich ab. Sekunden später öffnete er die Tür. „Ich will gar nicht wissen, woher du das weißt.“

„Was? Dass es ein Neufundländer ist?“ Ich folgte ihm nach draußen.

„Nein, dass der Hund harmlos ist.“ Er schaute über den Wagen zu mir, bevor er sich umdrehte und Richtung Haus ging. Hermes schnüffelte an ihm, aber nachdem Papa ihn ignorierte, latschte er zu mir weiter.

„Hey, du“, murmelte ich und tätschelte ihm den Kopf. Am liebsten wäre ich Papa hinterhergerannt und hätte die Angelegenheit geklärt, aber ich war mir nicht sicher, ob er seine Worte ernst gemeint hatte. Vielleicht wollte er die Wahrheit tatsächlich nicht wissen. Mama und er nahmen wohl an, dass ich Sex hatte, aber so nervös wie sie immer

wurden, wenn das Thema auf meine Bekanntschaften fiel, so sehr nahm ich an, dass es besser war, die Angelegenheit totzuschweigen. Obwohl das Irrsinn war, weil Maximilian und ich ja gar nichts miteinander hatten.

Mann, ich sollte mit ihnen reden – dringend. Maximilian könnte mich jederzeit in eine heikle Situation bringen.

Ich stapfte mit Hermes an meiner Seite zu dem Haus. Papa war im Inneren verschwunden – was vermutlich daran lag, dass die Haustür offen stand. Bei den Temperaturen war das Anwesen sicherlich bereits ausgekühlt. Aber was hatte ich erwartet? Maximilian von Birkheim war wahrscheinlich nicht der Hellste. Wer so aussah, konnte nicht auch noch mit Intelligenz gesegnet sein. Das wäre unfair.

Ich stieg die einzelnen Stufen hoch und trat in den Flur. Ein weitläufiger Gang erstreckte sich vor mir, von dem mehrere Türen wegführten, ebenso eine Treppe nach oben. Ich machte einen Schritt vorwärts, als ich schlagartig anhielt. Der geflieste Fußboden stand zentimeterhoch unter Wasser. „Shit!“, keuchte ich und eilte automatisch

nach draußen zurück. Ich hielt Hermes am Wintermantelkragen fest. Der Hund bekäme Frostbeulen, wenn er bei der Kälte nass würde und danach wieder ins Freie lief.

„Meine Güte“, hörte ich Papa von drinnen. „Ich dachte, der Kunzbauer hat das Leck geflickt?“

„Schon, aber irgendwo läuft schon wieder etwas. Ich habe ihn angerufen, aber er meinte, ich solle das Wasser ablassen.“ Maximilian wirkte etwas gehetzt.

Papa lachte spöttisch auf. „So ein Depp! Entschuldigen Sie, aber ist doch wahr. Das ändert ja nichts an Ihrem Problem!“

„Ja ...“ Maximilian machte eine Pause. Fast war es, als wüsste er nicht, was er antworten sollte. „Sie kennen sich nicht zufällig mit Rohrbrüchen aus?“

„Auskennen ...“ Papa brummte leise. „Ich kann schauen, aber ich bin halt ein Laie.“

„Und ich ein Vollidiot in solchen Dingen. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir irgendwie helfen könnten.“

„Ja, ähm ... ja ...“ Ich war mir ziemlich sicher, dass Papa

sich gerade am Kopf kratzte und dümmlich in der Gegend herumschaute. Das machte er immer, wenn er eine Aufgabe eigentlich nicht machen wollte, die Bitte aber nicht abschlagen konnte – vor allem, wenn sie wirklich höflich formuliert worden war. „Haben’S Werkzeug für so etwas? Weil ich hab’ nichts dabei ...“

„Es gibt mehrere Werkzeugboxen im Geräteschuppen. Vielleicht finden wir dort das Notwendigste.“

Ich hörte Schritte, Sekunden später tauchte Maximilian, dicht gefolgt von Papa, an der Haustür auf.

„Hey“, sagte ich und wich zur Seite, um ihn und Papa durchzulassen.

Maximilian seufzte laut. „Du schon wieder!“ Er trat ohne einen weiteren Kommentar an mir vorbei und eilte mit Papa zu einem Nebengebäude, das von der Größe her einer Kleinwohnung glich.

Ich machte mir nicht die Mühe hinterherzulaufen. So wie er mich angesehen hatte, wollte er meine Hilfe nicht. Lieber würde er vermutlich in Kauf nehmen, dass sein komplettes Haus für Tage unter Wasser stünde.

Hermes setzte sich zu mir und hechelte aufgeregt. Was seinem Herrchen an Freundlichkeit fehlte, besaß der Hund um das Dreifache. Manno! Warum hatte ich mich nicht geweigert, mitzukommen? Lästige Kopfschmerzen wären Ausrede genug gewesen, um nicht mitfahren zu müssen.

Auf mich selbst wütend stieg ich von einem Fuß auf den anderen. Das Wetter war beschissen, der ganze Tag war beschissen, auch wenn es noch nicht mal Mittag war. Sicher würde er gleich bescheiden weitergehen. Wenn ich daran dachte, dass am Nachmittag meine Geschwister nebst Familie auftauchten, drehte sich mir jetzt schon der Magen um. Wie ich sie kannte, brauchten sie wieder ein Bauernopfer, das man ein wenig necken konnte. Der kleine Bruder eignete sich da bestens. Als wüsste ich zu Weihnachten nichts anderes mit meiner Zeit anzufangen. Den Wiener Sängerknaben zu lauschen, zum Beispiel.

Papa kam mit Maximilian zurück. Keine Ahnung, ob sie das passende Werkzeug gefunden hatten, aber Papa hatte zumindest einen kleinen Werkzeugkasten in der Hand.

Maximilian schleppte einen größeren. Ohne ein Wort an mich, verschwanden sie wieder im Inneren. Maximilians gereizter Blick in meine Richtung entging mir trotzdem nicht.

Aufgebracht trat ich nach dem Schnee, den der Wind auf die oberste Stufe geweht hatte. Warum musste mir das passieren? Warum musste das Sprichwort „Man sieht sich immer zweimal im Leben“ so haargenau passen?

Ich vergrub meine Finger in Hermes Fell und murrte laut. Am liebsten hätte ich mich in den Wagen gesetzt und wäre abgehauen. Sollte dieser Maximilian meinetwegen in seinem Haus erfrieren. Es traf ja niemanden mit Anstand. Dummerweise besaß ich eine gehörige Portion des Letztgenannten, wodurch ich wie selbstverständlich an Ort und Stelle stehen blieb. Es half ja nichts. Erstens hätte ich meinen übereilten Aufbruch Papa erklären müssen, und zweitens hätte es nichts an der Gesamtsituation geändert. Maximilian war nicht aus der Welt, und wenn ich dem Getratsche des Kirchenchors glaubte, dann würde er auch so schnell nicht wieder verschwinden. Das hatte

Mama gestern zumindest bei der Fahrt von der Kirche nach Hause erzählt.

Hier zu warten, war mir aber auch zu dumm. Schließlich war ich mitgekommen, um Papa zu unterstützen. Wenn ich nur vor der Tür herumlümmelte, hätte ich gleich zu Hause bleiben können.

Ich ging in die Villa und folgte den Stimmen. Im Flur bog ich nach rechts ab und trat in ein riesiges Wohnzimmer – oder so etwas in der Art. Vielleicht war es auch ein Salon, wie es sie früher in Herrschaftshäusern gegeben hatte. Dicke Balken hielten eine Galerie hoch, die wohl einen Teil des ersten Stockes bildete. Ein monströser offener Kamin war an der gegenüberliegenden Seite, vor der eine Couchlandschaft stand. Mahagonifarbene Möbel, die vermutlich Altertumswert hatten, eine himmelblaue Chaiselongue im hinteren Bereich des Raumes. Ja, hier lebte eindeutig jemand, der Geld besaß.

„Sebastian, komm, hilf mal!“ Papa winkte heftig. Er hockte mit Maximilian vor einem riesigen Heizkörper neben einer Glaswand am Boden. Vermutlich der

Durchgang zu einem Wintergarten, wenn man die vielen Pflanzen dahinter berücksichtigte.

Ich tapste auf Zehenspitzen zu ihnen. Im gesamten Raum waren am lasierten Holzboden zig Handtücher verteilt, die die Wassermengen aufsaugen sollten.

„Was soll ich tun?“ Ich sah zu Papa, der sich verrenkte, um mit einer Zange an ein Ventil hinter dem Heizkörper zu gelangen.

„Halt mal hier dagegen.“ Er zeigte auf ein Rohr, das vom Heizkörper wegführte und im Boden verschwand.

Ich bückte mich und versuchte so gleichgültig wie möglich zu wirken. Maximilian starrte mich schon wieder an, als hätte ich ihm in die Suppe gespuckt. Na ja, vielleicht hatte ich das ja irgendwie indirekt, dennoch war er meiner Meinung nach nicht in der Position, mir Vorwürfe zu machen, wo doch ihm, im wahrsten Sinne des Wortes, das Wasser bis zum ... na ja, bis zu den Zehen stand. Immerhin war *ich* bereit anzupacken, obwohl er mich stumm erdolchte.

„Halt' dagegen, ich hab' Angst, dass ich das Rohr

verbiege. Das Ventil sitzt ziemlich fest.“

Ich nickte und versuchte die Leitung zu fixieren, doch als Papa den Verschluss festziehen wollte, bewegte sie sich trotzdem.

„Dagegenhalten!“, befahl er und streckte sich noch mehr.

„Mache ich ja“, gab ich trotzig von mir, weil es mich nervte, dass ich vor Maximilian als Schwächling oder – noch schlimmer – als Idiot dastand.

Papa schnaubte. „Dann halt fester!“

„Ich ...“ setzte ich an, als sich unerwartet zwei Arme von hinten um mich legten und meine Hände umfassten. Sie waren kalt, wahrscheinlich, weil Maximilian längst durchgefroren war, aber so stark, dass sie die Rohrleitung problemlos gegen Papas Kraft drücken konnten. Ich hielt automatisch die Luft an, als ich Maximilians Atem dicht an meiner Wange spürte. Überhaupt war mir seine Gegenwart so bewusst, dass mir heiß wurde. Mein Gesicht brannte verräterisch, ich war mit Sicherheit knallrot.

„Ja, genau ...“ Papa ächzte und hantierte an der Ableitung herum. Dann richtete er sich wieder auf. „Gibst du mir ...“ Er unterbrach sich, vermutlich, weil er nicht gesehen hatte, dass eigentlich Maximilian die Leitung festhielt – während ich nur zufällig zwischen dem Rohr und Letzterem hockte. Sein Blick flog über uns, er schluckte, dann kratzte er sich am Kopf und deutete auf die kleinere Rohrzanze daneben. „Gibst du mir die, Sebastian?“

Ich zog meine Hände unter Maximilians hervor und grapschte blindlings danach. Viel zu hektisch streckte ich Papa die Zange entgegen, der noch immer zwischen mir und Maximilian hin und her schaute. Ich wusste nicht genau, was in ihm vorging, aber der Blick sprach Bände. Als würde ihm erst jetzt bewusst werden, dass ich schwul war. Andererseits, was hatte meine Homosexualität mit Maximilian zu tun? Papa konnte nicht wissen, dass dieser Arsch ebenfalls schwul war. Er konnte auch nicht bei jedem Mann, der in meine Nähe kam, ein Gesicht ziehen, als gäbe es gleich eine Weltkatastrophe.

Oder bildete ich mir alles nur ein? Lag es womöglich daran, dass *mir* Maximilians Nähe unangenehm war?

„Hier“, sagte ich, während Maximilian noch immer hinter mir kniete. Zumindest hatte er die Arme zurückgezogen.

Papa riss sich von uns los und verrenkte sich wieder am Boden. „Dagegenhalten“, murmelte er. Sein Ton klang genervt – vielleicht war die Tätigkeit auch nur anstrengend.

Ich drückte gegen das Rohr, als Maximilian erneut um mich griff und mir half. Ich versuchte seine Nähe zu ignorieren, weil ich mich nicht lächerlich machen wollte. Schließlich konnte ich mir nicht vorstellen, dass Maximilian einen Hintergedanken hatte. Vor wenigen Minuten hatte er mich noch stumm aufgespießt.

„Nein ...“ Papa stöhnte. „Ich glaub’, das Ventil ist kaputt, ich bekomme es nicht dicht ... Da können wir nur das Wasser ganz ablassen.“ Er kroch hinter dem Heizkörper hervor und erhob sich eilig. Ohne zu Maximilian zu sehen, meinte er: „Tut mir leid, ich kann

nicht helfen.“ Er warf die Rohrzange in die Werkzeugkiste und schritt darauf übereilt aus dem Raum. „Ich lade mal das Holz ab.“

Verwirrt blickte ihm Maximilian hinterher. Für Sekunden fiel ihm nicht einmal auf, dass er immer noch die Arme um mich gelegt hatte. Als ich mich endlich bewegte, nahm er sie ruckartig weg. „Ja, ähm ... da kann man nichts machen.“

Ich war mir nicht sicher, ob man etwas machen konnte. Ich hatte nicht das Talent von Papa oder Opa, die das meiste im Haus selbst reparierten, dennoch fragte ich mich, ob Papa nur nicht helfen wollte. Fast war es, als hätte ihn der Anblick von mir und Maximilian tatsächlich daran erinnert, dass ich schwul war. Dass er so hastig abgebrochen hatte, war ein weiteres Indiz, dass etwas nicht stimmte.

Danksagung

Wie immer gibt es ein paar Personen, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin. „Noch einmal schlafen, dann ist ... Schöne Bescherung“ würde nicht in dieser Form existieren, wenn es nicht Menschen geben würde, die mich unterstützt oder inspiriert haben.

Ein großes Dankeschön geht deshalb an meine Familie – eure Weihnachtsfeste waren und bleiben die turbulentesten aller Zeiten. Die Kochduelle meiner Mutter mit meiner Großmutter werden mir ewig in Erinnerung bleiben. Ebenso das eine oder andere Stamperl Schnaps, das mein Vater, mein Opa, mein Bruder und ich heimlich deshalb gekippt haben.

Dank gilt auch Peter Steiners Theaterstadl, dessen Ausstrahlungen im Fernsehen mich über Jahre begleitet haben. Viel zu oft habe ich meine Großeltern und Verwandten in den Stücken wiedererkannt.

Ein besonderes Dankeschön gebührt meinen Großeltern. Ihr habt Weihnachten jedes Jahr zu etwas Besonderes gemacht – auch wenn ihr euch regemäßig unter dem Christbaum gezankt habt. Heute weiß ich, es war eure Art, dem anderen zu sagen: Ich liebe dich!

Wie immer danke ich meinem Bruder Johannes. Der große Bruder in meinen Büchern ist dir meistens sehr ähnlich. Die Flasche Harakiri in „Noch einmal schlafen, dann ist ... Schöne Bescherung!“ verdanken die LeserInnen übrigens dir! Pass bloß auf, dass deine Jungs sie nicht finden!

Dank geht auch an besagte Jungs: Bernhard und Lukas. Entschuldigt, dass ihr mir schon wieder als Vorbild gedient habt. Ihr wisst wofür!

Ein großes Dankeschön muss ich erneut auch meiner Heimatgemeinde zukommen lassen – gäbe es sie nicht,

würde ich nicht wissen, wie gut der Buschfunk funktionieren kann. Im Feuerentzünden seid ihr einsame spitze! Ebenso gebührt dem einen oder anderen Einwohner Respekt: Es ist eine besondere Kunst, sich den Hintern bei minus 12 Grad nicht abzufrieren, während man mit dem Fernglas durch das Fenster des Nachbarn sieht.

Wie immer danke ich Michael, für seine kritischen Testleserunden. Deine Anmerkungen sind notiert – ich verspreche dir deinen Wunschroman zu schreiben.

Zuletzt möchte ich mich wieder beim gesamten Team von HOMO Littera bedanken – besonders für die reibungslose Arbeit hinter der Bühne. Spezieller Dank geht dabei erneut an Verlegerin Romy Gorischek. Ich weiß, du stehst nicht gerne im Rampenlicht, dennoch ein herzliches Vergelts Gott für die grandiose Geschichte deiner Großmutter über das Friedenslicht versus

Hoflampe. Das Leben ist manches Mal wie ein Kabarett – ich lache noch immer über das Missgeschick.

Das allerletzte, aber größte Dankeschön geht wie in allen meinen Veröffentlichungen an meine Leserinnen und Leser! Danke, dass ihr meine Bücher lest! Wenn ich auch nur einer Person wunderbare Lesestunden geschenkt habe, bin ich überglücklich.

Euer Hans

Aus unserem Programm

Holy Night - Familie zu verschenken Hans Christian Baum



Gay Romance

ISBN Print: 978-3-903238-30-5

ISBN pdf: 978-3-903238-31-2

ISBN ePub: 978-3-903238-32-9

ISBN PRC/Mobi: 978-3-903238-33-6

Seit sechs Jahren war Marcel zu Weihnachten nicht mehr zu Hause. Dieses Jahr hat er sich zu einer Heimkehr

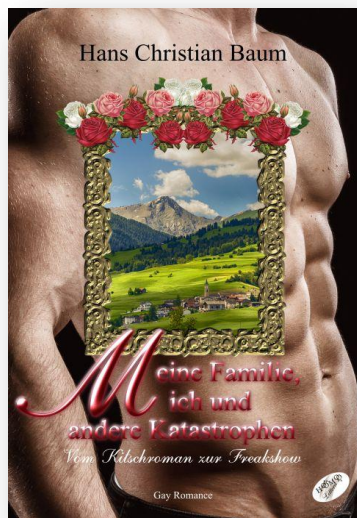
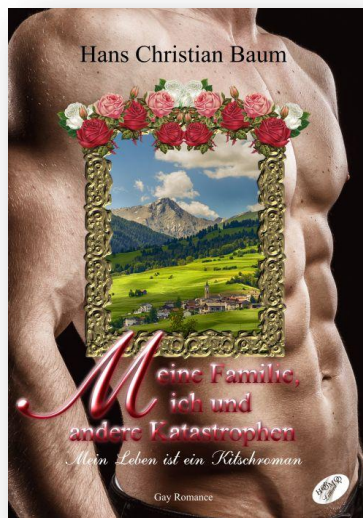
überreden lassen, und so hofft er auf ein ruhiges Familienfest am Land. Doch die heimelige Idylle trügt, denn schon zwei Tage vor Heiligabend kommt es zu ersten Spannungen mit seiner Mutter – nach wie vor ignoriert sie seine Homosexualität. Hinzu kommt, dass er auf dem Dorffest ausgerechnet auf den besten Freund seines Bruders trifft, der zwar überaus attraktiv, aber leider auch ein Scheusal ist. An Heiligabend häufen sich schließlich die Probleme: Seine Mutter führt einen ausgeglichenen Kampf mit seiner Großmutter wegen des Weihnachtssessens, sein Großvater betrinkt sich und Tante Ida taucht mit einer potenziellen Braut für ihn auf. Da hilft nur noch die Flucht, doch die würde das Familienfest zerstören ...

**Stille Nacht, heilige Nacht – bis die Familie
aufeinandertrifft!**

www.HOMOLittera.com

Meine Familie, ich und andere Katastrophen

Hans Christian Baum



Gay Romance

Mein Leben ist ein Kitschroman (Teil 1)

ISBN Print: 978-3-903238-38-1

ISBN PDF: 978-3-903238-39-8

ISBN EPUB: 978-3-903238-40-4

ISBN Mobi: 978-3-903238-41-1

Vom Kitschroman zur Freakshow (Teil 2)

ISBN Print: 978-3-903238-42-8

ISBN PDF: 978-3-903238-43-5

ISBN EPUB: 978-3-903238-44-2

ISBN Mobi: 978-3-903238-45-9

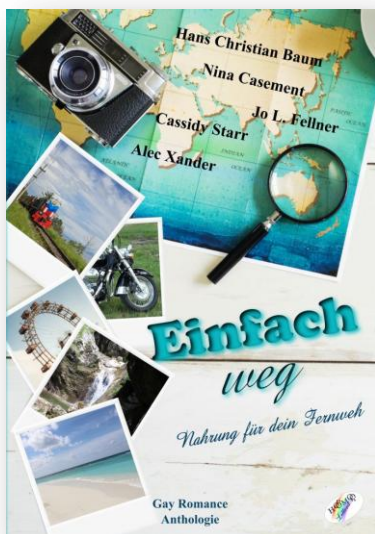
Matthias ist 37 Jahre alt und in seiner Heimatgemeinde als Schürzenjäger bekannt. Die Frauen reißen sich regelrecht um ihn – gilt er doch als einer der reichsten und heiß begehrtesten Junggesellen im Dorf. Was niemand weiß, Matthias ist schwul und schürt nur entsprechende Gerüchte, damit er und seine Familie in der kleinen Gemeinde nicht in Verruf kommen. Schließlich trägt er eine schwere Bürde: Er ist einer der drei Söhne der örtlichen Großbäckerei.

Am 95. Geburtstag seines Großvaters will Matthias endlich mit dem Theater Schluss machen und seiner Familie reinen Wein einschenken. Doch das ist nicht so einfach, wenn ihm niemand glauben will, der Tierarzt-Sohn sich unerwartet aufdrängt und sich die Probleme innerhalb der Verwandtschaft meterhoch anhäufen ...

www.HOMOLittera.com

Einfach weg – Nahrung für dein Fernweh

H.Ch. Baum, Nina Casement, Jo L. Fellner,
Cassidy Starr, Alec Xander



Gay Romance Anthologie

ISBN Print: 978-3-903238-26-8

ISBN pdf: 978-3-903238-27-5

ISBN ePub: 978-3-903238-28-2

ISBN PRC/Mobi: 978-3-903238-29-9

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen ... So berichtet Simon anschaulich über Sibirien und die Mongolei, bis André ihn aus dem Konzept bringt. Ähnlich ergeht es Luca, der mit einem Freund auf einem Motorrad von Österreich nach Slowenien über die Straßen glüht - leider scheint der riesige Kerl vor ihm viel interessanter zu sein als der Trip selbst. Felix hingegen beschreibt Wien und seine Sehenswürdigkeiten, als ihm ein Fremder über den Weg läuft, und Aaron verbringt seinen Urlaub am Meer - mit seiner Familie anstatt seines Schwarms. Nur Tobias hätte eigentlich nicht viel zu sagen, da er mit Extremtouren in den Bergen nichts am Hut hat ...

Dennoch legen sie alle eine einzigartige Erzählung ab, die nicht nur jedes Fernweh stillt, sondern auch unter die Haut geht ...

www.HOMOLittera.com

Winter im Frühling

Jo L. Fellner



Gay Romance

ISBN Print: 978-3-903238-22-0

ISBN pdf: 978-3-903238-23-7

ISBN ePub: 978-3-903238-24-4

ISBN PRC/Mobi: 978-3-903238-25-1

Daniels Leben geht gerade den Bach runter. Sein erster Job nach dem Studium entlarvt sich als langweilige Aktenvernichter-Stelle, sein Freund betrügt ihn mit einem Studienkollegen und sein Vater verlässt seine Mutter. Der

einziges Lichtblick ist eine Woche Urlaub in den Bergen zum Schifahren. Doch schon bei seiner Ankunft gibt es Schwierigkeiten, denn anstelle der gebuchten Einzelhütte mit Full-Service quartiert ihn das Hotel bei drei fremden Kerlen in einer Selbstversorger-Hütte ein. Als Daniel sich auch noch bei einem Sturz auf der Piste verletzt, will er seinen Aufenthalt abbrechen. Doch sein anfänglich zynischer Mitbewohner Richard entpuppt sich als überaus charmant und hilfsbereit, und zum ersten Mal nach langer Zeit sieht Daniel so etwas wie Hoffnung für seine Zukunft.

Doch dann taucht sein Ex-Freund auf, und wäre das noch nicht schlimm genug, sind da auch noch seine Freundin Julia und Richards Kumpel Kai und Philip, die längst ihre eigenen Verkopplungsversuche gestartet haben ...

Zwei Männer, eine Liebe - und drei Freunde zu viel!

www.HOMOLittera.com

Liebe zwischen geschriebenen Zeilen

Diare Cornley und Vanessa M.



Gay Romance

ISBN Print: 978-3-903238-46-6

ISBN PDF: 978-3-903238-47-3

ISBN EPUB: 978-3-903238-48-0

ISBN Mobi: 978-3-903238-49-7

Um seinem neuen Manuskript mehr Authentizität zu verleihen, sucht Florian im Internet nach einem ehemaligen Pop-Star, der ihm als Vorlage dienen soll.

Dabei trifft er auf den früheren Sänger Tobias Morgen, der ihm verspricht zu helfen, vorausgesetzt er bleibt anonym. Alles scheint perfekt zu laufen, Tobias gewährt Florian Einblicke in sein ehemaliges Privat- sowie Showbizleben. Doch dann entwickelt Florian Gefühle für Tobias und begeht unbewusst einen Fehler ...

www.HOMOLittera.com